This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

600013967W

Ferdinand Lassalle.

Eine Liebes-Episode

aus dem Leben

Ferdinand Lassalle's.

Tagebuch — Briefwechsel — Bekenntnisse.

BIBLIOTHECA · BODLEIANA

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
—
1878.

210. n. 60.

Vorbemerkung des Ueberſetzers.

Nachſtehende Blätter wurden zuerſt im November 1877 in einer petersburger Revue, dem „Europäiſchen Boten", in ruſſiſcher Sprache veröffentlicht. Die Herausgeberin deſſelben leitet ſie mit folgenden Worten ein:

> Vor einigen Jahren erhielt ich das Tagebuch einer Landsmännin, der Frau S. S., zur Aufbewahrung, welches ſie während ihres Aufenthalts im Auslande zu Anfang der ſechziger Jahre geführt hatte; es befand ſich dabei ihre in franzöſiſcher Sprache geführte Correſpondenz mit dem verſtorbenen Laſſalle, der eigens für ſie eine autobiographiſche Skizze in Form von Bekenntniſſen niedergeſchrieben hatte. Dieſes Document ſowol wie auch die Briefe Laſſalle's von Frau S. S. ſind bisher unbekannt geblieben und ſelbſt die Landsleute Laſſalle's wiſſen nichts von ihrer Exiſtenz. Frau S. S. hat mir das Recht der Herausgabe dieſer Documente übergeben und ſich ſelbſt der Mühe unterzogen, ſowol die Briefe wie auch die Autobiographie ins Ruſſiſche zu überſetzen. In nicht ferner Zeit werden ſie auch im Originaltext erſcheinen.
>
> Sophie A—.

Es war allerdings eine misliche Sache, in franzöſiſcher Sprache geſchriebene Briefe eines Deutſchen aus dem Ruſſiſchen ins Deutſche

waren meist Engländer, doch waren auch solche darunter, deren Nationalität schwer zu bestimmen war. Unter andern trat auch ein junger Mann heraus, etwas über Mittelgröße. Er hielt sich gerade. Seine ganze Figur drückte etwas Stolz, man könnte sogar sagen Hochmuth aus, wenn nicht auf seinem schönen, bemerkenswerth klugen und blassen Gesichte die Züge eines in Gedanken concentrirten Menschen zu lesen gewesen wären. Er sah uns mechanisch an, blieb aber plötzlich stehen, als ob ihn etwas in unserm Aeußern frappire. Es war eigentlich nichts die Aufmerksamkeit auf sich Ziehendes in den Gestalten eines Mannes im mittlern Lebensalter, im staubigen Reiseanzuge, und eines Mädchens in sehr bescheidenem Reisekleide, mit einer Tasche über der Schulter; das Mädchen zeichnete sich durchaus nicht durch besondere Schönheit aus. Als unsere Augen sich begegneten, besann er sich plötzlich, schien etwas verlegen, that schnell einige Schritte vorwärts, wendete sich nochmals um, blieb etwas stehen und ging dann weiter. Das Aeußere dieses Mannes lenkte unsere Aufmerksamkeit auf ihn; wir sahen einander an und sagten, es wäre von Interesse zu wissen, wer das wol sein möge. Endlich fanden wir ein Unterkommen im Hotel; später gelang es uns zuweilen aus dem Fenster die stolze Figur des Unbekannten zu sehen, sein Kopf war immer hochgerichtet und auf seinem blassen Antlitz thronten tiefsinnige Gedanken. Wir aßen nicht zur gleichen Zeit wie er, waren auch am Brunnen nicht zur gleichen Stunde.

Die Wirthe unsers Hotels veranstalteten allwöchentlich in ihren Sälen Tanzabende, zu welchen alle im Hotel wohnenden Gäste und deren Bekannte aus andern Hotels eingeladen wurden. Am ersten dieser Abende nach unserer Ankunft führte die Wirthin mir unsern Unbekannten zu, mit den Worten: „Dr. Lassalle bittet um die Erlaubniß, Ihnen vorgestellt zu werden" — und wir traten zum Walzer an. Nach deutscher Sitte werden die Damen von den Herren für die ganze Dauer des Tanzes engagirt. Für diesmal war ich mit dieser Sitte sehr zufrieden. Es entspann sich bald zwischen uns ein interessantes, ernstes Gespräch,

ſodaß wir nach einigen Minuten wie alte Bekannte ſchienen, die ſich lange nicht geſehen haben und die nun eine unterbrochene Unterhaltung fortſetzen. Es kam da keine einzige trivial-höfliche Phraſe, keine Liebenswürdigkeit, kein gewöhnliches Ausfragen: wer, woher und weshalb? Es ſchien, als ob ſein inneres, intellectuelles Ich in mir und meinem Vater, mit dem er ſich nach Beendigung des Walzers lange unterhielt, Menſchen errathen hatte, die fähig waren, die Aufgabe ſeines Lebens gut zu begreifen. Uns aber ſchien gleich von Anfang alles an ihm aufrichtig und wahrhaftig.

Laſſalle verließ uns buchſtäblich nicht; ich bemerkte bald, daß dies die allgemeine Aufmerkſamkeit auf uns lenkte; einige mir bekannte Mädchen und Frauen fingen an darüber zu ſcherzen und verſicherten, daß nicht *eine* von ihnen ſich einer ſolchen Aufmerkſamkeit von ſeiten Laſſalle's rühmen könne. Ein Franzoſe, Bonapartiſt, hielt es für nöthig, mich zu warnen: „Es ſcheint, daß Laſſalle Sie den ganzen Abend verfolgt, ich muß Ihnen ſagen, daß er ein Ultramontagnard, ein Ultrarother iſt; ich weiß nicht, was das für eine Bedeutung für Sie, eine Ruſſin, haben kann."

Am andern Tage kam Laſſalle zu uns; er that dies mit einer gewiſſen Feierlichkeit; ſpäter erfuhren wir, daß er ſonſt nirgends geweſen ſei. Nachdem mein Vater ſeinen Beſuch erwidert hatte, verbrachte er jeden Abend bei uns in lebhaftem, anregendem Geſpräch. Ihn intereſſirte ſehr das geiſtige Leben aller Geſellſchaftsſchichten in Rußland. Wir theilten ihm offen unſere Anſichten mit. „Ja", ſagte er, „auch bei uns iſt noch viel zu thun, viel; und wo wäre denn wenig Arbeit? Schwer zu ſagen, überall viel, ſehr viel." Bei dieſen Worten nahm ſein offenes Antlitz den Ausdruck einer tiefen, energiſchen Nachdenklichkeit an, die häufig über ſein Antlitz flog. Sein Anblick erweckte die Vorſtellung, daß jeder in ſeinem Geiſte entſtehende Gedanke unmittelbar mit einem unaufhaltſamen Drang zur Thätigkeit verknüpft ſei. Er liebte viel zu ſprechen und ſprach ſo einfach und verſtändig, lebhaft und hauptſächlich mit ſolcher Offenherzigkeit, daß niemand, der ihn hörte, an der Aufrichtigkeit ſeiner Ueberzeugungen zweifeln konnte.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] selbst [illegible]. Ich selbst bemerkte lange nichts, und als ich dann zu ahnen begann, um was es sich handle, blieb ich, obschon von seinen Reden hingerissen, persönlich mit ihm sympathisirte, als Weib vollkommen gleichgültig gegen ihn.

Mein Vater beendete seine Cur, und wir machten uns auf, um

nach Brüſſel zum Beſuch einer uns befreundeten Familie zu reiſen. Einige Tage vor unſerer Abfahrt kam die Freundin Laſſalle's, Gräfin Hatzfeldt, deren Name in Deutſchland immer in Verbindung mit dem Laſſalle's genannt wurde, nach Aachen. Er erwähnte ihrer oft in ſeinen Geſprächen mit uns, nannte ſie „meine mütterliche Freundin" und ſprach von ihr mit tiefer Ergebenheit und Zärtlichkeit. Wir machten ihre Bekanntſchaft. Es war eine ſchon alte, aber noch immer ſchöne alte Frau, die unbeſtreitbare Züge von Schönheit conſervirt hatte. Von majeſtätiſcher Geſtalt, unabhängig, gründlich gebildet, was bei den Frauen der vornehmen deutſchen Kreiſe nicht allzu häufig iſt, gehörte ſie ohne Frage zu den Ausnahmsnaturen. Sie behandelte Laſſalle mit mütterlicher Zärtlichkeit. Wir waren nicht lange in Aachen mit ihr zuſammen und konnten ſie daher nur nach dem erſten Eindruck beurtheilen.

Laſſalle begleitete uns zum Bahnhof und nahm uns das Verſprechen ab, ihn in Berlin zu beſuchen, wohin er bald reiſen würde. Aus Brüſſel ſchrieb ich ihm nach Aachen und bat ihn, einige Hefte Muſikalien, die ich vergeſſen hatte, an die Leihanſtalt, wo ich abonnirt geweſen war, zurückzugeben, und theilte ihm mit, daß wir unſern Vorſatz, Paris zu beſuchen, aufgegeben hätten und bald auf der Durchreiſe wieder in Aachen eintreffen würden.

Am andern Tage empfing ich ſeine Photographie in Cabinetformat und folgenden, franzöſiſch geſchriebenen Brief — alle Briefe, die er an mich ſchrieb, waren franzöſiſch.

1.

O, welche Enttäuſchung! Ich erhalte einen Brief, einen Brief von Ihnen! Ich erkenne Ihre Handſchrift, den brüſſeler Stempel, leſe das entzückende Wort auf Ihrem Siegel (semper idem)! O, mit welch fieberhafter Ungeduld erbrach ich den Brief, ängſtlich ſogar, um nicht das Couvert, das aus Ihren Händen kam, zu zerreißen! Und nun? Ich öffne ihn — und was finde ich anſtatt

eines Briefes. Dieses ist nur eine hingeworfene Zeile, nur Lettern ohne Sinn, nur unbedeutende Striche, wie man sie jedem Unbekannten und Letzter nicht — nichts! O, Sophie Adrianowna, wie viel Seiten hätte ich Ihnen schreiben können! Welch andern Brief würde ich Ihnen geschrieben haben, wenn ich Ihnen zuerst geschrieben hätte!

Ich habe übrigens ein Mittel gefunden, meine so kurzen Briefe länger zu machen. Indem ich sie zehn-, dreißig-, hundertmal lese, habe ich für mich ausgerechnet, was mich so zwei Stunden auch glücklich gemacht hat.

Ich weshalb danke ich Ihnen für dies beschiedene Glück?

Durch vielerlei Dingen hat mich die Nachricht ernstlich betrübt, daß Ihr Vater, den ich so sehr liebe und verehre, sich zu schwach und matt fühlt, um die beabsichtigte Reise nach Paris zu machen. Urtheilen Sie selbst, ob ich ein Egoist bin!

Da Sie jetzt nach Rußland zurückkehren wollen, so sind Sie genöthigt, über Berlin zu reisen. Sie können keinen andern Weg wählen. Es ist der kürzeste. Jeder an Ihrer Stelle würde denselben wählen. Ich werde Sie also wiedersehen, ich werde Sie wiedersehen, Sophie Adrianowna, und ungeachtet des unaussprechlichen Glücks, das ich bei diesem Gedanken empfinde, fühle ich mich traurig und betrübt, weil die Ursache dieses Glücks ist, zu wissen, daß die Gesundheit Ihres Vaters schlimmer und weniger hergestellt ist, als ich es erwartete! Aber er wird in Berlin mit Frerichs sprechen, und glauben Sie mir, er wird zufrieden sein, dies gethan zu haben. Es wäre ganz unrecht, sich nicht mit einem solchen Arzte zu berathen.

Also ich werde Sie wiedersehen, ich werde Sie wiedersehen! Ach, wenn Sie wüßten, welche Freude für mich in diesen wenigen Worten liegt! Aber Unselige, warum haben Sie mir geboten, Ihnen französisch zu schreiben, was auch gänzlich unsern Verabredungen zuwider ist! Für mich ist kein Herzenserguß möglich in einer andern Sprache als in meiner Muttersprache! Ach, wenn ich Ihnen deutsch schreiben dürfte, welches Leben, welche Bewegung würde in diesem Briefe sein! Es wären nicht, wie

jetzt, todte Buchſtaben, Aneinanderreihungen von Silben an Silben, von Wörtern an Wörtern. Jedes Wort würde ein individuelles, durchgeiſtigtes Weſen ſein, belebt durch die Seelenwärme, die ich ihm mittheilen würde! Es wären ebenſo viele kleine Vögelchen, mit rührendem Geſange, mit vergoldeten Flügelchen, welche nicht erſt dieſe Schneckenpoſt nöthig hätten; nein, ſie würden von ſelbſt davonfliegen und ſich vor Ihnen niederlaſſen, um Ihre Hände und Füße zu küſſen!

In der That, Sophie, thun Sie mir den Gefallen, erweiſen Sie mir den unendlich großen Dienſt, betreiben Sie ordentlich die deutſche Sprache. Es iſt wahr, ich hatte die Abſicht ruſſiſch zu lernen. Und es wäre ſehr möglich, daß ich es viel leichter erlernen könnte, wie Sie meinen. Ich würde es in vier, in drei Monaten lernen, und würde es ohne Zweifel auch thun, wenn ich die Zeit hätte, drei bis vier Monate dieſer Sprache zu opfern; vielleicht werde ich dieſe Zeit noch erübrigen, und dann glauben Sie es mir, ſoll es nicht an mir liegen, ans Werk zu gehen! Aber als ein Menſch, der durch ein Uebermaß von Arbeit und Thätigkeit erdrückt iſt, wovon ich Ihnen keinen richtigen Begriff zu geben vermag, iſt es ſehr möglich, daß ich trotz aller Kraft meines Willens dieſe nöthige Zeit nicht finde.

Und dennoch, wenn wir uns im nächſten Jahre wiederſehen — und es iſt nicht der geringſte Zweifel, daß wir uns wiederſehen werden — iſt es nothwendig, daß wir einander vollſtändig verſtehen, daß uns nicht die leiſeſte Schattirung entgeht, nicht die geringſte Intonation, daß nicht das am ſchwierigſten zu bezeichnende Colorit uns fremd bleibt.

Sie aber, ein junges Mädchen, das gar nichts zu thun hat, Sie, ein vollſtändig überflüſſiges Geſchöpf in der Welt, das keinen andern Zweck und keine andere Beſchäftigung hat als die höchſte und erhabenſte von allen: andere glücklich zu machen durch den Zauber Ihrer bloßen Exiſtenz, — Sie können das für mich thun, um ſo mehr, da Sie die deutſche Sprache ſchon kennen und nur fort-

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Aber wo werden wir uns im nächsten Jahre wiedersehen? Entweder werden Sie in Deutschland reisen, dann brauchen Sie mir nur Ihren Aufenthaltsort zu melden, und ich werde zu Ihnen eilen. Oder ich werde es möglich machen, selbst nach Rußland zu kommen.

Jetzt meine innigsten Glückwünsche zu Ihrem Namenstage! Meine Glückwünsche für Sie, meine Glückwünsche für mich selbst! Denn wirklich, ich muß mir gratuliren, daß Sie den Namen Sophie tragen, ein Name, der für mich Glück verkündend ist und der für mich immer das Gute, Schöne und Sympathische personificirte. Es war von der Vorsehung da oben bestimmt, daß Sie keinen andern Namen tragen durften. Sie wissen, die Gräfin heißt auch Sophie.

Da ich Ihnen eine kleine Huldigung zu erweisen wünsche, so habe ich geglaubt, dies nicht besser thun zu können, als wenn ich meine Eitelkeit besiegte. Es war ein kleines Opfer für meine Eigenliebe, mich für Sie in solch leidendem Zustande photographiren zu lassen. Ich sende Ihnen mit heutiger Post das Porträt, und werde sehr glücklich sein, wenn es Ihren Vater zuweilen an einen Freund erinnert, der ihn zu verstehen wußte, der ihn liebte und ihn bewunderte, dagegen sehr unglücklich, wenn Sie erst dessen bedürften, um sich das Original einigemal in Erinnerung zurückzurufen!

Ich möchte diesen Brief gar nie beenden. Es ist so süß, Ihnen zu schreiben, selbst in den entstellenden Ausdrücken einer fremden Sprache.

Doch es muß ja einmal geendet sein! Darum geschehe es besser plötzlich, gewaltsam und so verzweifelnd wie die Nothwendigkeit zu schließen selbst. Wenn ich Musiker, Componist wäre, würde ich nie eine Dissonanz auflösen.

Leben Sie wohl!

Ihr

F. Lassalle.

Aachen, 26. September 1860.

P. S. Die Gräfin trägt mir nebſt ihren herzlichſten Grüßen auf, ſie Ihnen und Ihrem Vater zu freundlichem Andenken zu empfehlen.

Als ich vom Bahnhofe zurückkehrte, machte ich die Rechnung, wie viel Ihr Vater von dem Gelde, das er meinem Diener für die Fahrbillets gab, herauszubekommen habe. Er hatte außer dem Silbergeld noch $2^1/_2$ Napoleondor zu erhalten, aber es ſcheint mir, daß er außer dem Kleingeld nur $1^1/_2$ Napoleondor bekommen hat. Haben Sie die Güte mir zu ſagen, ob ich mich irre.

Ihren Auftrag habe ich beſorgt.

Sie werden mir noch aus Brüſſel antworten — nicht wahr? O gewiß, Sie werden mir antworten, ich weiß es! Laſſen Sie drei oder vier Tage vorübergehen, und am Sonntag oder Montag ſchreiben Sie mir nach Berlin, Bellevue-Straße Nr. 13. Der Brief wird mich ſchon dort vorfinden, denn ich komme am Montag früh in Berlin an.

Das Befinden meines Vaters hatte ſich aufs neue etwas verſchlimmert und wir beeilten uns, nicht nach Rußland, ſondern nach Dresden zu reiſen, wo man meinem Vater den Dr. Walther empfohlen hatte. Ich ſchrieb an Laſſalle, daß wir noch nicht bald in Berlin ſein würden, und bat ihn, uns nach Dresden zu ſchreiben. Wie groß war daher unſer Erſtaunen, als wir, unterwegs in Aachen anhaltend, um unſern auf dem Tiſch liegen gelaſſenen Paß mitzunehmen, Laſſalle antrafen, der uns auch nicht erwartet hatte. Der Ausdruck ſeiner Freude war ſo glühend und zärtlich, daß ſich meine Vermuthungen in Betreff der Art ſeiner Gefühle für mich beſtätigten. Aber gleichzeitig konnte ich mich nicht der Ueberzeugung verſchließen, daß ſelbſt einfache Freundſchaft von einem Manne wie Laſſalle zu einem ſo jungen Mädchen, die, was den Altersunterſchied anbelangt, höchſtens nur ſeine Schülerin ſein konnte, ſchon über und über genug wäre. Ich verſcheuchte meinen

Verdacht und fuhr fort, ebenso einfach, herzlich und unbefangen ihm gegenüber zu sein wie früher. Nachdem wir etwa zwei Tage in Aachen geblieben waren, reisten wir nach Dresden ab. Lassalle und die Gräfin fuhren mit uns bis Köln, von wo aus wir verschiedene Wege einschlugen: sie nach Berlin, wir nach Dresden. Unterwegs sprach Lassalle viel, erzählte uns von seinen Triumphen in Köln und Düsseldorf, beschrieb seine Verhaftungen und mehrfachen Gefängnißstrafen; dann sprach er über das Gericht, welches ihn zu richten hatte, und daß er demselben bewiesen habe, daß die vor ihm befindlichen Richter nicht würdig seien, ihn zu richten; daß er von den Geschworenen glänzend freigesprochen und von der Menge mit Hurrahrufen auf den Händen hinausgetragen worden sei; er erzählte ferner, daß, als er nach der Freisprechung auf dem Platze seinen alten Vater getroffen habe, dieser schluchzend ihm in die Arme gefallen sei mit dem Ausrufe: „Mein Kind, mein Kind!“ Ueberhaupt war Lassalle während der ganzen Reise besonders heiter und gesprächig; er schien sich in einem aufgeregten Zustande zu befinden, der aber bei der Ankunft in Köln gänzlich verschwand. In Köln blieben wir zwei Tage und besahen uns vieles. Unbeholfene deutsche Führer begleiteten uns und erklärten uns eintönig die Merkwürdigkeiten der Stadt. Zu anderer Zeit würde diese Eintönigkeit Lassalle außer sich gebracht haben, er würde sicher die Führer fortgejagt und alles selbst erklärt haben; aber jetzt schwieg er die ganze Zeit, war sehr blaß und schien entweder zerstreut oder dann wieder wie concentrirt mit einem ihn verfolgenden Gedanken beschäftigt. Ich hörte ihn einigemal tief aufseufzen, und begegnete zuweilen seinen mit sonderbarem Ausdruck auf mich gerichteten Blicken.

Alles dies dauerte bis zum Mittag des zweiten Tages unsers Aufenthalts in Köln. Während des Mittagessens, obschon er nichts angerührt und die ganze Zeit über geschwiegen hatte, belebte sich sein Antlitz, die Augen begannen wieder zu glänzen und sein ganzes schönes, edles Gesicht nahm den Ausdruck eines festen, unerschütterlichen Entschlusses an. Es schien als ob er sich

vorgenommen habe, etwas zu thun, und daß keine Macht ihn von dieſem Entſchluß abbringen ſolle. Ich war der Ueberzeugung, daß ich der Entwickelung einer neuen That oder Idee, die im Geiſte dieſes ſeltenen Mannes entſtanden war, beiwohne. Ich konnte es aber nicht übers Herz bringen, ihn zu fragen, was er in dieſen zwei Tagen gedacht, geſchaffen habe. Ich glaubte, daß er ſelbſt es nicht werde unterlaſſen können, es mir als ſeiner Freundin zu ſagen. Und in der That, er ſagte es ſelbſt. Aber wie weit ich davon entfernt war, zu ahnen, was in der Seele dieſes Menſchen vorging, bewies meine vollſtändige Verwirrung, als er, zufällig mit mir allein, ſchnell an das Fenſter, an dem ich ſtand, herantrat und plötzlich, gänzlich unerwartet für mich, mir ſeine grenzenloſe, leidenſchaftliche Liebe geſtand. Er ſagte, daß ſchon ſeit langem mir ſein ganzes Herz gehöre, daß ein Leben ohne mich für ihn undenkbar ſei, daß er mich nicht für ein gewöhnliches hübſches Mädchen, ſondern für ein höheres, von Gott mit Empfänglichkeit und Begeiſterung für alles Erhabene ausgeſtattetes und mit moraliſcher Macht begabtes Weſen halte u. ſ. w. Er ſprach dies alles mit ſolch glühenden, leidenſchaftlichen Ausdrücken, daß ſie ſich nicht wiedergeben laſſen. Er flehte mich an um Gegenliebe, ſo heftig und unabweisbar! Es ſchien, als ob jeder Geſichtsmuskel das, was ſeine Worte ausſprachen, abſpiegelte. Ich ſtand vor ihm wie betäubt. Da trat mein Vater herzu. Ich wollte eben Laſſalle offenherzig geſtehen, daß ich ihn mit ſolcher Liebe nicht liebe, daß ich noch nicht dieſe Glut, dieſes Feuer kenne; daß meine Seele noch frei ſei, aber er flüſterte mir entſchieden zu: „Später! Wie auch Ihre Antwort ſein möge, ich will ſie allein hören, niemand, ſelbſt Ihr Vater nicht, darf dabei ſein.“

Nach dieſen Worten ging Laſſalle ſchnell hinaus. Ich ſtand unbeweglich. Auf die Frage meines Vaters, was mir ſei, fing ich an, alles, Wort für Wort, ihm, meinem beſten Freunde, von deſſen Seele ich ein Theil zu ſein mir bewußt war, zu ſagen, — alles, was ſich zugetragen. Dieſes Feuer, dieſe Leidenſchaft hatten

mich erschüttert, ich war davon betäubt, noch mehr, ich fühlte mich geschmeichelt, ich war gerührt — aber mein Herz schwieg.

Mein Vater war fürchterlich aufgeregt. Er hatte schon lange bemerkt, wie stark die Persönlichkeit Lassalle's auf meine jugendliche Einbildungskraft gewirkt hatte, und er fürchtete die Leidenschaft Lassalle's für mich; es schien ihm unmöglich, daß ich solche Leidenschaft nicht mit ganzer Seele erwidern würde. Ich muß gestehen, mir selbst schien es befremdend, fast unbegreiflich, daß ich seiner Liebe, seinem Flehen gegenüber gleichgültig bleiben konnte. Ich dachte lange darüber nach und kam endlich zu dem Schluß, daß ich mir selbst unverständlich sei und daß es unmöglich sei, die Liebe eines solchen Mannes nicht mit Gegenliebe zu erwidern; daß ich entweder dieses Gefühl nicht verstehe, nicht verstehen könne, oder daß die Liebe in mir noch nicht aufgegangen sei. Einmal schien es mir, als ob es unmöglich sei, seine Gefühle abzuwehren, dann, nach einigen Minuten, schien es mir noch unmöglicher, seine Liebe anzunehmen.

Am Abend tranken wir alle den Thee bei der Gräfin, die, wahrscheinlich von Lassalle eingeweiht, meinen Vater in einem Winkel des Zimmers mit dem Durchblättern von Kupferstichen beschäftigte. Kaum war ich mit Lassalle allein am Theetisch (er war sehr blaß und hatte ein sehr ermüdetes Aussehen), als er, mit erstickter Stimme, flüsternd, um meine Antwort bat. Er sah mich mit so viel Liebe an, erwartete mit solcher Angst meine Antwort, daß er mir leidthat und ich antwortete, daß ich ihn vielleicht lieben werde. Aber ich sagte es so ruhig, so kalt, daß es mir in demselben Moment schien, als ob es nie der Fall sein würde. Während er fragte, hatte er meine Hand ergriffen. Nach meiner Antwort ließ er sie sofort los, sein Antlitz wurde noch bleicher und nahm einen solchen kalten Ausdruck an, daß es mich erschreckte, und ich bemerkte ihm, daß er, wie es schiene, mit meiner Antwort nicht zufrieden sei, — er hatte keine Zeit etwas darauf zu erwidern, denn mein Vater trat herzu, und das Gespräch wurde allgemein.

Lassalle war den ganzen Abend sehr aufgeregt. Ich war da-

mals noch so sehr Kind, daß ich die ganze Tiefe seines Gefühls nicht zu würdigen vermochte, und mir war es an diesem Abend, vor dem Theetische sitzend, nur verdrießlich, daß alles so gekommen war. Bis dahin war es mir in der Nähe dieses Mannes so wohl, ich konnte seinen Verstand, seine Energie, sein Genie begreifen und würdigen. Ich hielt mich bis zu dieser Zeit für seine Schülerin, höchstens für seine junge Kameradin, und das freute mich, ich fühlte mich in seiner Gegenwart leicht, er schien mir wie verwandt. Und jetzt schien sich plötzlich alles verändert zu haben. Er war mir wie fremd geworden. Weshalb hatte er in mir das Weib erkannt! Warum mußte er mich mit dieser alltäglichen, gewöhnlichen Liebe lieben? Das war für mich zu beengend, für ihn zu aufregend. Ich sah darin ein Ende unserer Freundschaft. Ich konnte in mir die Erwiderung auf seine Liebe nicht erwecken. Weshalb? Ich weiß es selbst nicht. Ich verstand damals noch nicht und lernte es erst viel später fühlen, was Liebe sei, diese alles in sich aufnehmende, alles umfassende, sich selbst nährende Liebe, welche weder „weshalb" noch „warum" fragt, das ganze Wesen des Menschen beherrscht, und den Gegenstand für uns so theuer, so unentbehrlich macht, wie die Luft, die *wir* athmen. Ich wußte nicht, daß wir nur dann lieben, wenn wir nicht mehr fragen können, wenn wir gezwungen sind, trotz allem Wunsche „Nein" zu sagen, „Ja" sagen zu müssen. Alles dies lernte ich erst später kennen — und nicht in Bezug auf Lassalle.

Lassalle begriff nicht den damaligen Zustand meiner Seele und verlangte von mir in geradezu despotischer Weise Erwiderung seiner Leidenschaft. Wenn ich ihm begreiflich zu machen suchte, daß ich durchaus nicht im Stande sei, seine Liebe zu erwidern, so schrieb er das blos auf Rechnung mädchenhafter Schüchternheit und forderte, daß ich alles ordentlich überlegen und mein Herz prüfen möchte; meine Zurückweisung, sagte er, könne er nicht annehmen. Darauf bat ich ihn, diesen Gegenstand ferner nicht zu berühren und mir die Möglichkeit zu geben, ihm ruhig von Dresden aus brieflich zu antworten.

Wir reiſten den nächſten Tag dorthin ab. Er und die Gräfin mußten am gleichen Tage Köln verlaſſen, um über Düſſeldorf nach Berlin zu fahren. Laſſalle rieth uns, in Dresden im Hôtel de Saxe abzuſteigen, wo ich am andern Tage nach unſerer Ankunft einen Brief von ihm empfing (der leider verloren gegangen iſt), in welchem er mich bat, ihm nichts Entſcheidendes zu ſchreiben, bevor ich nicht einen langen Brief — „ein Manuſcript" — von ihm empfangen hätte, in welchem ich ſeine Seelenbeichte finden würde, und erſt nach Empfang deſſelben wolle er meine entſcheidende Antwort, ſowie die meines Vaters haben. Dieſer Brief könne in einigen Tagen beendet ſein; und inzwiſchen bat er unſere freundſchaftliche Correſpondenz nicht zu unterbrechen. Ich war damit einverſtanden, und es wurde mir wieder leicht und angenehm, mit ihm wie früher zu correſpondiren, ohne die für mich ſchwierige Frage zu berühren.

Die Krankheit meines Vaters verſchlimmerte ſich, und Dr. Walther, deſſen Behandlung ihm anfangs Erleichterung verſchafft hatte, rieth ihm, noch länger in Dresden zu bleiben, was uns die Möglichkeit nahm, auf unſerer Rückreiſe nach Hauſe Berlin zu berühren, wie wir es Laſſalle verſprochen hatten. Alles dies theilte ich ausführlich Laſſalle mit, aber dieſen Brief empfing er, wie ſich ſpäter erwies, erſt nach einem zweiten, in welchem ich blos nebenhin andeutete, daß wir nicht durch Berlin kommen, ſondern direct über Warſchau reiſen würden. Dieſe Andeutung brachte Laſſalle fürchterlich auf, er telegraphirte ſofort Folgendes:

2.

Fräulein de S . . . . ff.

Dresden, Hôtel de Saxe.

Begreife Ihren Brief nicht. Haben Sie Ihre Abſicht nach Berlin zu kommen aufgegeben? Sie haben es nicht ausgeſprochen,

aber es ſcheint faſt ſo. Antworten Sie telegraphiſch, ich beſchwöre Sie. Dr. Frerichs erwartet ſchon Ihren Vater.

Laſſalle.

Ich antwortete telegraphiſch, daß wir uns entſchloſſen hätten, Berlin nicht zu berühren, da wir länger in Dresden bleiben und dann nach Hauſe eilen müßten. Auf dieſe Depeſche empfingen wir einen höchſt eigenthümlichen Brief; leider iſt er ſowie auch die Antwort meines Vaters verloren. In dieſem wüthenden Briefe ſchrieb Laſſalle, daß mein Vater und ich ihn betrogen hätten, daß er ſchon ſeit einigen Wochen in der Hoffnung lebe, uns in Berlin zu ſehen, daß wir ihm unſer Wort gegeben hätten, und daß wir ihn jetzt, ohne jegliche Erklärung, wie einen Schulknaben behandelten, da wir ihm nur meldeten, daß wir unſern Entſchluß geändert hätten, ohne zu erklären, wie und weshalb. Ganze Seiten voll Entrüſtung und Verzweiflung. Er ſchreibt unter anderm: „Ich weine vor Zorn, indem ich dieſen Brief ſchreibe!“ Mein Vater, in Anbetracht deſſen, daß hier ein Misverſtändniß obwalte, daß Laſſalle unſern erſten Brief nicht bekommen haben müſſe, ſchrieb ihm einen freundſchaftlichen Brief voll Humor über ſeinen Zorn und über die von uns nicht verdiente Entrüſtung. Unter anderm ſchrieb mein Vater, daß er ihn auch im Zorn prächtig fände, denn er ſei auch in dieſem Zuſtande ebenſo aufrichtig und ſich ſelber treu wie immer.

Von Laſſalle lief folgende Antwort ein:

3.

Freitag, 5. October 1860.

In dieſem Augenblick empfing ich Ihren Brief datirt vom 2. October mit dem Poſtſtempel vom 4. Es ſcheint gewiß, daß dies der erſte Brief iſt, daß Sie ihn vor jenem geſchrieben haben,

den ich gestern empfing und der den Poststempel vom 3. October trug. Aber trotzdem dieser heutige Brief der von Ihnen zuerst geschriebene ist, empfing ich ihn doch später als den andern, entweder weil Sie vergaßen, ihn rechtzeitig abzufertigen, oder weil eine Nachlässigkeit der Post vorliegt. Dieser Brief vom 2. October erklärt mir jetzt vollkommen, daß Sie nicht hierher kommen, erklärt mir auch, weshalb Sie es in Ihrem früher von mir erhaltenen Briefe nicht ausdrücklich erwähnen, sondern stillschweigend voraussetzen. Wenn es mir heute ebenso wehe thut wie gestern, zu wissen, daß Sie nicht hierher kommen, so liegt mir wenigstens jetzt eine Erläuterung und vernünftige Erklärung vor, die mich von allem benachrichtigt und die Gründe angibt. Ich kann Ihnen also nicht mehr Sorglosigkeit, Leichtfertigkeit, vollkommene Gleichgültigkeit mir gegenüber vorwerfen, wie ich es gestern that. Und deshalb bitte ich tausendmal, auf den Knien, um Verzeihung für meinen gestrigen Brief! Ich bin beschämt, verwirrt über meine Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit, mit der ich Ihnen schrieb. Aber Sophie, Sie werden mir verzeihen, hoffe ich, denn nur meine leidenschaftliche Liebe zu Ihnen versetzte mich in das Fieber, in welchem ich jenen Brief schrieb. O! als ich sah, daß Sie nicht hierher kommen würden, und noch mehr, daß Sie sich nicht einmal die Mühe gaben, mir es zu sagen und zu erklären, daß Sie mit kindlicher Sorglosigkeit über eine für mich so ernste und wichtige Frage schwiegen, als ob dies alles nichts wäre — o, da ergriff mich eine Wuth, ein Fieber im Herzen, Verzweiflung und Zorn in der Seele. Wenn ich gesündigt habe, so sündigte ich infolge meiner Leidenschaft, Sophie, und deshalb verzeihen Sie mir jetzt, wo Sie sehen, daß eine Nachlässigkeit der Post Ursache meines unter diesen Verhältnissen auch ganz begreiflichen Misverständnisses war. Aber wenn auch Sie mir vergeben, was wird Ihr Vater gedacht haben, von meiner Depesche, unbegreiflich für Sie beide, da Sie nichts von der Verzögerung Ihres ersten Briefes wissen konnten? O! er wird mich gewiß für wahnsinnig halten, er ist gewiß aufgebracht über mich, und weiß nicht,

wie er ſich mein Betragen erklären ſoll. Beſonders wenn ich daran denke, daß Sie ihm meinen geſtrigen Brief vielleicht gezeigt haben — o, bei dieſem Gedanken erröthe ich vor Scham, ich fühle eine ſo peinliche Qual!!

Sophie, ich bitte Sie, ich beſchwöre Sie, erklären Sie ihm mein Betragen, ſagen Sie ihm, daß ich Ihren Brief noch nicht erhalten hatte, als ich geſtern telegraphirte und ſchrieb (wenn Sie ihm dieſen unglückſeligen Brief gezeigt haben), daß ich nur deshalb telegraphirte, um mich aus der Ungewißheit zu befreien, in welcher ich mich befand, kurz, daß ich nicht verrückt, raſend und ungezogen war, ſondern daß ich dies unter dem ſchrecklichen Einfluß der Nachläſſigkeit der Poſt that, wie es jeder andere Mann gethan haben würde.

O ſagen Sie mir, daß er mir nicht zürnt; laſſen Sie ihm ſelbſt einige wenige Worte ruſſiſch ſchreiben und überſetzen Sie ſie mir ins Franzöſiſche. Jetzt weiß ich alſo, daß und warum Sie nicht kommen können. Ich bedauere es tief, auch Ihres Vaters wegen, denn ich bin vollkommen überzeugt, daß Frerichs tauſendmal beſſer für ihn ſein würde als Walther, der bei uns gar keinen Ruf hat.

Ob ich aber nach Dresden komme? O, Sophie, welch unglückſelige Zuſammentreffen, welch unerwartete Zufälligkeiten gibt es doch für uns Menſchen. Von meiner Krankheit will ich nicht ſprechen. Wennſchon ich mir großen Schaden dadurch zugefügt hätte, ich würde darauf nicht achten, würde nichts dagegen in die Wagſchale legen, um Sie wiederzuſehen! Ich würde nach Dresden fliegen.

Aber heute früh um 6 Uhr ſind mein alter Vater und meine alte Mutter, welche in Breslau leben, für mich gänzlich unerwartet hier eingetroffen. Sie ſind hierher gekommen, weil ſie gehört haben, daß ich nicht wiederhergeſtellt bin, und weil dieſe Nachricht ſie in Todesangſt verſetzt hat.

Wie kann ich alſo jetzt abreiſen, wo ſie, Verzweiflung im Herzen, hergereiſt ſind, um mich zu ſehen? Natürlich ihre Furcht

ist übertrieben, aber Sie wissen ja, Vater und Mutter übertreiben immer in ihrer Aengstlichkeit, wenn es sich um ihre Kinder handelt. Und da sie wissen, daß ich das Zimmer nicht verlassen darf, würden sie sich aus allen Kräften meiner Abreise widersetzen, und ich würde ihren Widerstand nur mit Gewalt besiegen können.

Ich weiß also noch nicht, ob ich es nicht in acht bis zehn Tagen möglich machen kann, auf einen Moment nach Dresden zu kommen; in diesem Augenblick wenigstens ist es mir nicht möglich, und ich kann es auch nicht im voraus wissen.

Heute oder morgen beende ich die Reinschrift meines vierzig Seiten langen Manuscripts, und werde es Ihnen recommandirt durch die Post schicken. In dieser Epistel halte ich um Ihre Hand an, wenn Sie mir diese geben wollen, nachdem Sie alles gelesen haben werden, was ich darin gesagt habe.

Und deshalb ist es vielleicht auch besser, daß ich nicht nach Dresden kommen kann. Wenn Sie mich abweisen — o dann ist es besser, wenn ich Sie nicht wiedersehe, um meinen Kummer nicht ohne Noth hundertfach zu vergrößern!

Wenn Sie aber einwilligen, o dann! — — dann!!

Ferdinand Lassalle.

Sophie, bitte frankiren Sie Ihre Briefe nicht; sie kommen nicht so sicher an, wenn sie frankirt sind. Auch Ihr heutiger Brief, der verspätet ist, war frankirt. Thun Sie es also nicht mehr, ich werde die meinigen auch nicht frankiren.

P. S. In dem Augenblick, wo ich meinen Brief geschlossen, empfange ich Ihren Brief von gestern. Sophie, ich sagte schon, daß Sie das Recht haben, mir alle möglichen Vorwürfe zu machen, die allerstrengsten. Aber ich habe nicht verdient, was Sie mir anthun, daß ich Ihren Brief wohl verstanden, Ihren Gründen aber keinen Glauben geschenkt habe. Jetzt werden Sie

es wiſſen. Ich konnte Ihren zweiten Brief nicht verſtehen, da ich den erſten nicht bekommen hatte. Dieſen Vorwurf habe ich alſo gewiß nicht verdient.

Aber Ihre Worte: „mein Vater erwartet mit der größten Ungeduld den Augenblick, wo es ihm vergönnt ſein wird, ſein Verſprechen zu erfüllen und Sie in Berlin zu beſuchen", dieſe zu ſtrengen Worte laſſen mir das Unpaſſende meiner geſtrigen Depeſche und meines Briefes empfindlich fühlen, um ſo mehr, als Sie die Verſpätung Ihres erſten Briefes nicht wußten. Dieſe Worte ſagen mir grauſamerweiſe: Sie misbrauchen unſer Verſprechen, Sie halten ſich ſtreng an die formelle Seite eines Vertrags; nun gut, wir werden ihn erfüllen, wir ſind Sklaven unſers Wortes und werden unſer Verſprechen zu erfüllen wiſſen. — Ich fühle, Sophie, daß ich dieſe ſchwere Strafe vollſtändig verdient habe.

Aber jetzt, in Anbetracht deſſen, daß ich die ſchrecklichen Leiden erduldet habe, verzeihen Sie mir und ſagen Sie es mir. Verzeihen Sie mir, ich flehe darum auf den Knien!

Muß ich noch hinzufügen, daß ich untröſtlich bin über die Nachrichten, die Sie mir über den Geſundheitsſtand Ihres Vaters geben?

Kurz darauf traf auch Laſſalle's Antwort auf den Brief meines Vaters ein:

4.

Mein Herr!

Ich fühle mich ſo tief gedemüthigt, ſo vollſtändig niedergebeugt und vernichtet durch Ihren Brief, daß ich es Ihnen nicht genug zu ſchildern vermag. Die Güte, welche ſich in demſelben zeigt, kann dieſen Eindruck nicht verringern, im Gegentheil, ſie kann ihn nur vergrößern.

Einem Manne wie Sie die Möglichkeit geben, zu denken, daß ich seinem Worte und dem Worte seiner Tochter keinen Glauben schenke; einen Mann wie Sie veranlassen, sich zu Erklärungen mit mir herabzulassen — das ist eine so beschämende Lage, daß nichts, nicht einmal das Bewußtsein meiner Unschuld, mich in meinen eigenen Augen entschuldigen kann. Aber ich bin wenigstens im Stande zu beweisen, daß ich diese Lage nicht verdient habe, daß ich an Ihrem Worte, an dem Worte Ihrer Tochter nie gezweifelt habe. Und gewiß, um ein solches Verbrechen zu begehen, müßte man ein Nichtswürdiger sein und man könnte sich selbst nicht mehr als anständigen Menschen betrachten!

Ich kann es beweisen, sage ich, daß ich das Verbrechen, wegen dessen Sie mich entschuldigen, das Sie mir verzeihen wollen, nicht begangen habe, und ich würde es mir selbst nie verziehen haben, wenn ich es begangen hätte.

Ich sende Ihnen den ersten Brief Ihrer Tochter; bemerken Sie wohl, verehrter Herr, daß dies der erste Brief ist, den ich von Ihrer Tochter nach meiner Rückkehr in Berlin empfangen habe. Der Brief selbst trägt kein Datum. Aber auf dem Couvert ist der Poststempel vom 3. Es ist dies also der erste Brief.

Nun bitte ich Sie, sich diesen Brief Wort für Wort übersetzen zu lassen. Sie werden sehen, was derselbe enthält: einige Worte über den Fürsten Gallitzin, einiges Geplauder und nicht ein Wort über Ihre Gesundheit, nicht ein Wort davon, daß der Arzt Ihnen verordnet habe, in Dresden zu bleiben, daß Ihre Krankheit sich verschlimmert habe, daß Sie eine Cur in Dresden durchmachen müssen, kein Wort, — kein einziges Wort über Ihren Gesundheitszustand. Und andererseits kein Wort über Ihre Ankunft in Berlin; nicht einmal die Mittheilung, daß Sie Ihre Absicht nach Berlin zu kommen geändert, aus irgendwelcher Ursache, über die ich gewiß mir nie das Recht genommen haben würde Erklärung zu fordern; nur eine Einladung, daß ich nach Dresden kommen möchte „um uns das Vergnügen zu machen, Sie noch einmal zu sehen".

Also der schweigende, aber ganz klare Hinweis auf die Thatsache, daß Sie nicht hierher kommen werden, ohne mich einer directen und formellen Anzeige hierüber zu würdigen. Augenscheinlich gänzliches Vergessen, daß Sie je die Absicht hatten, hierher zu kommen!

Bei diesem gänzlichen Vergessen, bei diesem Briefe, der Ihre Hierherkunft wie eine für mich so gleichgültige Sache behandelte, daß man sich nicht einmal die Mühe zu geben für nöthig fand, mir mitzutheilen, daß diese Reise nicht zu Stande komme, daß Sie Ihren Entschluß geändert haben — ja, geehrter Herr, bei diesem Briefe, der so ganz und gar mit den Gefühlen, welche ich für Sie und Ihre Tochter hege, contrastirte, war mein Herz krampfhaft aufgeregt!

Unter diesem Eindrucke schrieb ich die Depesche an Sie und den Brief an Ihre Tochter. Ich schrieb die Depesche deshalb, weil ich aus diesem Briefe nicht einmal mit Gewißheit ersehen konnte, ob Sie kommen würden oder nicht; ich schrieb den Brief in der Bitterkeit meiner Gefühle und mit dem Bewußtsein, daß ich eine so vollständige Gleichgültigkeit, die es nicht einmal der Mühe werthhielt mir anzuzeigen, daß Sie Ihre Absicht geändert haben, als ob dies etwas für mich ganz Gleichgültiges wäre, nicht verdient habe.

In diesem Herzenskrampf schrieb ich meinen Brief, und ich gestehe es voll Scham, ich habe in diesem Briefe mein Recht weit überschritten.

Aber ich habe wenigstens nicht, wie Sie meinen, Ihren und Ihrer Tochter Versicherungen den Glauben versagt. Denn es war mir keinerlei Mittheilung von Ihrem Gesundheitszustande gemacht worden.

Daß Ihre Tochter mir nichts davon sagte, die Erklärung dieser Thatsache ist heute ganz klar. Am 5. October empfing ich von ihr einen andern Brief, in welchem alles, was im ersten verschwiegen, enthalten war. In diesem zweiten Briefe erklärte sie

mir, daß Ihre Krankheit sich leider verschlimmert habe, daß Sie nicht hierher kommen würden.

Wenn ich diesen zweiten Brief früher oder zu gleicher Zeit mit dem ersten empfangen hätte, so wäre ich vollständig zufrieden gewesen; so sehr ich Ihre Krankheit bedauert hätte, so bedauerlich es mir auch gewesen wäre, das Vergnügen, Sie zu sehen, entbehren zu müssen, ich würde nicht im mindesten geglaubt haben, das Recht zu besitzen, mich darüber zu beklagen; ich wäre nach Dresden gekommen, wenn es mir möglich gewesen wäre; wo nicht, so hätte ich mein Unglück bedauert, ohne Sie im geringsten zu beschuldigen.

Zur Rechtfertigung Ihrer Tochter ist es nothwendig hinzuzufügen, daß augenscheinlich der zweite Brief vor dem ersten geschrieben war. Der zweite Brief trägt das Datum des 2., und es ist darin selbst gesagt, daß es der erste von Dresden aus ist. Aber doch trägt der Poststempel — vielleicht weil der Brief frankirt war — das Datum des 4. Ich schließe das Couvert hier bei; auf der Rückseite ersehen Sie, daß er erst am 5. in Berlin angekommen ist.

In demselben Augenblicke, am 5., als ich diesen Brief empfing, bat ich in meinem Briefe gleichfalls um Ihre Verzeihung. So befinde ich mich durch die Nachlässigkeit der Post in einer peinlichen Lage.

Jedenfalls kann ich nicht leugnen, daß ich mich großer Fehler anzuklagen habe.

Jedenfalls habe ich mein Recht überschritten. Jedenfalls war ich so wenig zartfühlend, daß ich von Ihrem Versprechen sprach, daß ich in einem Moment des Aergers Ihre Güte misbrauchte, vergessend, daß Sie jederzeit Herr Ihrer Handlungen sind und es thun oder unterlassen können!

Geehrter Herr, ich bekenne Ihnen aufrichtig dieses Vergehen meines Egoismus und bitte beschämt um Ihre Verzeihung! Ich erflehe dieselbe ohne Scham, denn es kostet mir nicht mehr, Ihnen

[redacted]

[redacted]

[redacted]

Denken Sie nur an ſich, denken Sie durchaus nicht an mich, ich beſchwöre Sie!

Denken Sie nicht im geringſten daran, was ich zu leiden haben würde! Das iſt ganz gleichgültig, Menſchen meines Schlags ſind zum Leiden geboren. Wie Heine von mir ſagte, als ich erſt 19 Jahre alt war, bin ich dazu geboren, um wie ein Gladiator, mit Lächeln auf den Lippen, zu ſterben. Es iſt ganz gleichgültig, ob ich mehr oder weniger im Leben zu leiden haben werde. Mögen andere glücklich ſein! Für Naturen wie die meinige iſt es genug, zu kämpfen, ihr Blut langſam, bis zum letzten Tropfen zu vergießen, das eigene Herz zu verzehren, und, den Tod in der Seele, lächelnd zu erſcheinen.

Ich glaubte nicht mehr lieben zu können. Sie haben in mir dieſes Gefühl wieder erweckt. Sie haben mich gezwungen, Sie zu lieben. Ja, ich liebe Sie, und meinem Mannesſtolze koſtet es viel mehr, dies Geſtändniß zu machen, als es je der Schüchternheit der keuſcheſten Jungfrau gekoſtet hat.

Wenn Sie mich jetzt abweiſen, werde ich nur zu der Verzichtleiſtung auf mein perſönliches Glück zurückkehren, wie dies ſchon früher der Fall war, ehe ich Sie kennen lernte.

Und alſo, wenn Sie mein Herz zerbrechen, zerbrechen Sie nur ein Ding, das ich längſt ſchon geopfert habe: mein perſönliches Glück. Denken Sie nicht daran!

Ich würde es ſogar zwanzigmal vorziehen, Sie zu verlieren, als Sie unter dem Einfluß der geringſten Spur von Mitleid, wie ſchwach es auch immer ſein möge, zu erringen.

Das Reſultat iſt alſo — denken Sie nur an ſich.

Nur um Eins bitte ich Sie, Sophie, laſſen Sie mich nicht lange auf der Folter, in der Erwartung!

Man kann wol das Bewußtſein ſeines Todes ertragen; aber nicht zu wiſſen, ob man todt oder lebend iſt — o, das iſt furchtbar!

In dieſem Augenblicke empfange ich Ihr Schreiben vom 5. October. Wie ſchleppend iſt aber dieſe Poſt! Sie haben meinen Brief

ohne den geringſten Herzenserguß! Um Ihnen ganz meine Gedanken zu geſtehen, ich ziehe dieſem Briefe noch Ihren geſtrigen zürnenden vor. In den geſtern gemachten Vorwürfen war mehr Zuneigung, mehr Gefühl, mehr Wärme, als in dieſer kalten Verzeihung! Ja, dort war mehr Herzenszärtlichkeit!

Sie ertheilen mir dieſe Verzeihung, indem Sie beſonders die Worte betonen: „Ihr letzter Brief entſchuldigt Sie, ohne Sie zu rechtfertigen.“ Darin haben Sie recht. Aber Sie geben mir dieſe Verzeihung mit dem kalten, eiſigen Tone, mit welchem der Richter den Angeklagten freiſpricht, ohne jegliche Regung des Herzens.

Und doch hatten Sie aus meinem Briefe vom 5. October klar geſehen, wie ſehr ich litt!

Und doch konnten Sie ſich aus meinem Briefe vom 5. vollſtändig davon überzeugen — ich ſage nicht, daß ich ſie verdiente, aber daß ich wenigſtens einiger tröſtenden und herzlichen Worte von Ihnen ſehr bedürftig war, einiger Zeilen, welche bewieſen, daß Ihre Gefühle für mich unverändert, die gleichen wie früher geblieben ſeien, einiger Worte voll rührender Großmuth, die mir geſtattet haben würden, mir ſelbſt zu verzeihen, die die bittern Vorwürfe, mit denen ich mich ſelbſt überſchüttete, verſtummen gemacht haben würden. Ich habe auf den Knien um Ihre Verzeihung gefleht, und Sie ſagen mir: „Gut, ich verzeihe Ihnen; Sie können aufſtehen!“ In ſolcher Lage hat man im Gegentheil ſehr das Bedürfniß, von dem andern auch umarmt und von ihm ſelbſt aufgehoben zu werden!

Ich ſage nicht, daß ich ein Recht hatte, dies zu erwarten, aber ich hatte die Hoffnung, dies in Ihrem Briefe zu finden — ich fand nichts dergleichen!

Dieſe Lage iſt für mich um ſo drückender, da ich Ihnen heute meinen Manuſcriptbrief, in welchem ich offen und formell um Ihre Hand anhalte, ſenden muß. Geſtern ſandte ich ihn nicht ab, weil ich nicht den Muth hatte, ihn unter dem Eindrucke Ihres Briefes und beſonders des Ihres Vaters abzuſenden.

Ich wollte Ihre Verzeihung abwarten, um ihn dann unter dem wohlthätigen Einfluſſe einer warmen Verzeihung abzuſchicken.

Jetzt aber — was noch viel trauriger iſt als geſtern — muß ich ihn unter dem Eindrucke einer kalten Verzeihung abſenden!

Indeß, ich thue es. Ich wünſche nicht eine Stunde länger die endliche Entſcheidung zu verzögern, die in jedem Falle mir zu langſam erfolgen wird. Der ewige Ruhm des Römers Manlius war es, eine Schlacht unter den ungünſtigſten Zeichen, unter den unheilvollſten Vorbedeutungen begonnen und dennoch geſiegt zu haben! Ich will verſuchen ihm nachzuahmen.

Alſo, zu gleicher Zeit mit dieſem Briefe ſende ich auch mein Manuſcript.

Sie ſagen, daß ich nicht nach Dresden kommen möchte, meines Unwohlſeins und der Ankunft meiner Aeltern halber. Im Gegentheil, ich würde jedenfalls heute gereiſt ſein, wenn dies nicht der Sendung meines Manuſcripts widerſprochen hätte, da es mir unmöglich wäre, bei Ihnen zu ſein, nachdem ich Ihnen mein Manuſcript übergeben, ohne eine Antwort empfangen zu haben. Einerſeits will ich nicht auf Ihren Entſchluß durch meine perſönliche Anweſenheit einwirken: er ſoll ganz frei ſein. Andererſeits würde es Ihnen ſehr peinlich ſein, mich während der Zeit zu ſehen.

Das Manuſcript muß mir alſo vorangehen, und nur deshalb reiſe ich heute noch nicht.

Jetzt hören Sie, Sophie! Ich erwarte von Ihnen noch aus Dresden eine entſcheidende Antwort: ja oder nein!

Ich habe mich ſchnell entſchloſſen — ich, der ich nie zu heirathen gedachte!

Sie kennen mich genug, und beſonders nach dem Leſen meines Manuſcripts werden Sie mich ganz kennen.

Sie finden darin mein volles Porträt, es iſt richtiger gezeichnet, als es irgendjemand anders hätte zeichnen, wie die Zeit ſelbſt es Ihnen nicht treuer hätte liefern können.

Wenn nach allem dieſem es Ihnen nicht klar ſein wird, ob Sie mich lieben oder nicht, wenn Sie noch zweifeln werden, ſo

bedeutet dies, daß Sie mich mit zweifelhafter, ſchwacher, ungewiſſer, ſchwankender Liebe lieben, dieſe taugt für mich nichts, oder vielmehr, — glauben Sie es mir — wenn es ſo iſt, ſo lieben Sie mich gar nicht und ich habe auf Sie nur einen ſchwachen und vorübergehenden Eindruck gemacht.

Ich fordere von Ihnen alſo eine volle und endgültige Antwort noch aus Dresden.

Von Ihrem Vater erwarte ich auch eine Antwort noch aus Dresden, eine Antwort, die er ſelbſt, oder Sie in ſeinem Namen mir geben werden. In Bezug auf dieſe Antwort Ihres Vaters wird es mir aber genügen, wenn er meine Hoffnungen nicht zertrümmert; es genügt mir, wenn er nicht „nein“ ſagt. Es wird mir alſo genügen, wenn er ſagt, er brauche Zeit zum Ueberlegen, er könne erſt ſpäter einen definitiven Entſchluß faſſen. Sobald ich dieſe zwei Antworten habe, komme ich ſofort nach Dresden.

Wie auch Ihre und die Antwort Ihres Vaters ſein mögen, Sophie, um Gottes willen richten Sie es ſo ein, daß ich dieſelben ſo ſchnell als möglich erhalte. Bis dahin bin ich in der Lage eines Menſchen, der bei langſamem Feuer verbrannt wird!

Wenn Sie Ihrem Vater mehr Zeit zu ſeiner Antwort laſſen wollen, ſo ſenden Sie mir wenigſtens ſo ſchnell als möglich Ihre Antwort — die Ihrige iſt in jedem Falle die Hauptſache.

Leben Sie wohl, Sophie, ich zähle die Minuten bis zu Ihrer Antwort.

Laſſalle.

P. S. Geſtern hat Herr von L . . . . ff bei mir zu Mittag gegeſſen und wir haben alle auf Ihre und Ihres Vaters Geſundheit getrunken!

Hier der vielerwähnte Manuſcriptbrief:

7.

Ach, Sophie, um wie viel ſüßer wäre es, zu Ihnen zu ſprechen! Aber unglücklicherweiſe iſt es leichter für mich, Ihnen zu ſchreiben! Sie machten ſelbſt den Vorſchlag, die uns beſchäftigende Frage ſchriftlich zu verhandeln. Ich dagegen beſtand darauf, ſie in perſönlicher Unterredung zu beenden. Ich werde alſo zu Ihnen ſprechen; ich ſchreibe Ihnen jedenfalls das, was ich Ihnen geſagt haben würde. Sie dürfen Ihre Entſcheidung nicht in einem Moment großmüthigen Eifers faſſen. Sie müſſen alles reiflich überlegen.

Erlauben Sie mir, mit der Erklärung deſſen zu beginnen, was Ihnen während unſerer Unterredung in Köln an mir ſonderbar vorgekommen ſein mag. Sie antworteten mir, daß Sie mich vielleicht lieben würden! Ich bin, wie ich Ihnen bereits ſagte, ein im höchſten Grade ſtolzer Menſch; ich werde nie im Stande ſein, ein Weib im Sturm zu nehmen, ich werde ſogar nie dazu mitwirken, ein ſchwankendes Gefühl, welches von ſelbſt nicht zur Entfaltung gekommen wäre, zu dieſer zu bringen.

Ein Weib muß mich aus freiem Willen lieben, freiwillig und ganz; ſie muß ſich mir ſelbſt hingeben, nur dann werde ich ſie nehmen. Sie nannten mich bei dieſer Gelegenheit ein verzogenes Kind. Nein, nicht weil ich die Rolle eines verwöhnten Kindes ſpielte, nicht aus Hoffart, nur aus Pflichtgefühl handle ich ſo Ihnen gegenüber.

Wenn ein Weib mich nicht mit der ganzen Macht ihres Weſens liebt, wenn ſie nicht in allen Tiefen ihres Herzens, durch überwältigende Macht zu mir hingezogen, liebt — werde ich nicht im Stande ſein, ſie durch die Verbindung mit mir glücklich zu machen. Ich würde ihr vielleicht mehr Unglück als Glück bringen. Es gibt Verhältniſſe, bei denen eine gemäßigte Liebe für das Glück eines Weibes genügt; in den meiſten Fällen iſt es ſogar ſo.

Es gibt aber auch Lagen — und das ist die meinige —, in welcher die Liebe des Weibes ein alles verzehrendes Feuer, welches durch Hindernisse nur verstärkt wird, ein unbesiegbarer Orkan, der sich fortwährend selbst erneut, sein muß, um ewig zu währen und dieses Weib auch zugleich zu entschädigen für alle Fährlichkeiten, die es laufen müßte.

Deshalb ist es für mich eine Ehrenpflicht, nur eine zuverlässige, gigantische, unbezwingliche Liebe anzunehmen. Sonst kann ich nicht von Ihrem Glücke überzeugt sein, und sicher werde ich lieber tausendmal alle Annehmlichkeiten des Lebens, so süß sie auch sein mögen, selbst entbehren, als Ihnen, glückliches und angebetetes Kind, das ungeheuere Unrecht anzuthun, das Glück Ihrer Existenz aufs Spiel zu setzen, um die meinige zu verschönern.

Selbst wenn das Pflichtgefühl in Bezug auf Sie mich nicht nöthigen würde, so zu denken, die Vorsicht und der Egoismus würden mich doch dazu zwingen, denn wenn ich Sie je unglücklich sehen müßte, so würde ich es selbst auch sein! Für mich selbst bin ich herzlos. Ich habe weder Erbarmen noch Mitleid, noch sonst ein Gefühl für meine eigene Existenz, die ich einem langen und unaufhörlichen Kampfe gewidmet habe. Dies ist der Grund, weshalb ich nie unglücklich sein kann, solange ich allein bin! Für mich ist kein Unglück möglich. Mag man den kahlen, einsamen Fels meines Lebens zertrümmern, ich werde nichts fühlen, wie auch der Fels nichts fühlt, wenn er zertrümmert wird.

Aber Sophie, wenn ich auch ein fühlloser Fels in Bezug auf mich selbst bin, so habe ich doch Gefühl. Ich fühle für die und durch die, welche ich liebe. Das Unglück derer, die ich liebe, macht mich um so unglücklicher, trotz meiner Fühllosigkeit gegen mich selbst, weil ich nur in denen, die ich liebe, mein ganzes Bedürfniß auf Glück, auf Ruhe, auf zärtliche und angenehme Eindrücke concentrire. Und deshalb ist das Unglück derer, die ich liebe, auch die einzige Pforte, durch welche Unglück in mein eigenes Leben

[illegible]

[illegible] — [illegible]

[illegible] — [illegible]

[illegible]

Ich hatte in jenem Augenblicke [illegible] ein [illegible] Gefühl Ihnen gegenüber, weil Sie mich so viel liebten, um mich in Unruhe zu versetzen, aber nicht genügend, um mir die Gewißheit zu geben, die ich haben muß, daß Sie mich stark genug lieben, um diese Liebe auch annehmen zu können.

Es bedurfte indeß nur eines kurzen Nachdenkens, um, eine Minute nachher, meine Meinung zu ändern. Damit, daß ein so keusches und züchtiges Mädchen wie Sie einem Manne freiwillig gesteht, „daß sie ihn vielleicht lieben wird", ist es bewiesen, daß sie ihn schon ganz liebt. Ich sagte mir, daß der Zweifel nur in der Keuschheit Ihres Ausdrucks, nicht in der Grundlage Ihrer Gefühle lag.

Und in dieser Voraussetzung schreibe ich Ihnen das Folgende. In dieser Voraussetzung werde ich mit Ihnen sprechen, und sende

ch Ihnen dieſes Manuſcript. Irre ich auch in dieſer Voraus-
ſetzung, ſo bewahren Sie meinen Brief dennoch. Es iſt nichts
darin, worauf ich nicht ſtolz ſein könnte, und Sie ſollen es be-
halten als Andenken an einen Mann, der die Erinnerung an Sie,
o meine „letzte Roſe", ewig und, wie es auch kommen mag, heilig
halten und verehren wird. Dieſes Manuſcript, junges Mädchen,
ſoll Ihnen bleiben als eine Trophäe der Anziehungskraft Ihres
Weſens, denn früher oder ſpäter wird die Zeit kommen, welche Ihnen
bezeugen wird, daß es keine kleine und verächtliche Erinnerung iſt,
einem Manne meines Schlags das Gefühl der Liebe, den Gedanken
an Vermählung eingeflößt zu haben.

Der Gedanke an Vermählung! Bisjetzt war meine Liebe nur
ein verzehrendes Feuer für die Frauen, welche ſich darein ſtürzten.
Ich kenne kein Weib, welches, auch nur einen Augenblick überzeugt,
daß der Gedanke an eine Verbindung mir erträglich ſein könnte,
nicht eiligſt mich zu feſſeln bemüht ſein würde. Ich ſagte Ihnen, daß
ich deshalb junge Mädchen immer vermieden habe. Zweimal nur
ſprach ich von Liebe mit jungen Mädchen, die mich leidenſchaftlich
liebten und die in mir den Wunſch erweckt hatten, ſie zu beſitzen
— und in beiden Fällen fing ich mit dem Geſtändniß an, daß ich
ſie nie heirathen würde! Außer dieſen zwei Ausnahmen hielt ich
mich nur an verheirathete Frauen, deren „verzogenes Kind" ich war,
wie Sie es einmal nannten, und von denen einige mich wirklich
liebten. Sie wiſſen, daß Frauen, wenn ſie lieben, die Gewohn-
heit haben, immer Fragen zu ſtellen. Und es gab nicht eine, der
ich nicht mit gewohnter Offenherzigkeit geantwortet hätte, daß,
auch wenn ſie frei wäre, ich ſie doch nicht heirathen würde. Und
trotzdem, oder vielleicht auch gerade infolge deſſen, wurde ich heftig
geliebt! Ich wollte nehmen, aber mich nicht ſelbſt geben.

Ja, ich ſchwöre es Ihnen, bisjetzt gab es kein Weib auf der
Welt, bei dem der Gedanke an Heirath mir nicht ein Fröſteln
verurſacht hätte. Sie ſind die einzige, die ich mit der zärtlichen
Liebe verehre, um mich hinzugeben, die einzige, für welche ich
das ungeheuere Opfer einer Heirath zu bringen bereit bin, und

Sie wiſſen, meine Meinung über die Opfer der Liebe geht dahin, ſie nicht als Opfer, ſondern als Glück fühlen zu laſſen.

Sie ſind die einzige, die ich zur Frau nehmen könnte und ſo wie Sie ſind nehmen würde. Sie könnten mir ſelbſt ſagen, Sie anders zu nehmen, ich würde es nicht thun! Sehen Sie, meine ſchöne Roſe, das kommt daher, weil ich Sie ebenſo verehre wie liebe. Ich liebe Sie vielleicht deshalb ſo, weil ich Sie verehre.

Alſo denn: ich werde Sie heirathen, wenn Sie einwilligen. Aber werden Sie auch einwilligen?

Das iſt jetzt die Frage, und es iſt Zeit, mit den Bekenntniſſen zu beginnen, die ich Ihnen zu machen habe.

Ich ſage es Ihnen im voraus, Sophie, daß ich alles, was ich kann, vorbringen werde, um Ihnen die Luſt zu vertreiben, mich zu nehmen. Ja, ich werde mir Mühe geben, dies zu thun! Und in jedem Falle werde ich dadurch nur gewinnen. Wenn Sie unerſchütterlich bleiben, ſo werde ich die einzige, wahre Garantie haben, daß Sie mich hinlänglich lieben, um in der Verbindung mit mir ein dauerhaftes und unzerſtörbares Glück zu finden.

Und, umgekehrt, wenn meine Bekenntniſſe Sie abſtoßen und ſchrecken, ſo werde ich doch gewinnen! Denn wenn es möglich iſt, Sie abzuſtoßen und zu erſchrecken, ſo heißt das, Sie fühlen keine genügend ſtarke und leidenſchaftliche Liebe zu mir, um in einer Verbindung mit mir die einzige und unerſchütterliche Bürgſchaft für ein wahres Glück zu finden. Und wenn ſchon der Gedanke daran Sie erſchrecken kann, ſo laufe ich um ſo mehr Gefahr, Sie — und mich mit Ihnen — wirklich unglücklich zu machen.

Dies iſt in der Gedankenreihe, die ich ſchon ausgeſprochen habe, inbegriffen. Und wenn es ſo iſt, ſo iſt es beſſer, daß wir uns trennen; ich will dann lieber nicht Gefahr laufen, ein ſo zartes und duftiges Blümchen, wie Sie, zu brechen in der Verbindung mit meiner rauhen Exiſtenz eines Kämpfers. — Ich werde mir alſo alle Mühe geben, Ihnen Angſt zu machen. Ich werde

nicht nur nichts vor Ihnen verbergen — ich werde auch alles mit den grellſten Farben malen.

Beginnen wir alſo, und Sie werden ſehen, daß ich einem verzauberten Prinzen gleiche, und daß man — wie in der Ihnen bekannten Mozart'ſchen Oper „Die Zauberflöte" — durch Waſſer und Feuer hindurch muß, um mich zu bekommen. Das iſt nicht ſo leicht wie mit andern Männern.

Ich werde alle Hinderniſſe eins nach dem andern aufzählen, um das traurige und melancholiſche Vergnügen zu haben, auf die Zahl der Urſachen zu blicken, die unſerer Verbindung im Wege ſtehen.

Ich fange damit an, Ihnen zu ſagen, daß ich mich nicht eher entſchließen werde Sie zu heirathen, bis ich nicht von meiner Krankheit ganz wiederhergeſtellt bin. Sie müſſen einen Mann in ſeiner ganzen Kraft und Stärke haben, wie ich es noch vor einigen Monaten war. Möge mich der Himmel vor dem großen Unrecht bewahren, Sie zur Krankenwärterin zu machen!

Da ich die Krankheit aber nicht für ein ernſtliches Hinderniß halte, weil ich nicht zweifle, in einigen Monaten vollkommen geſund zu ſein, ſo will ich dieſen Grund nicht rechnen.

Aber es gibt wichtigere Sachen!

1) Vor allen Dingen, Sophie, iſt reiflich zu überlegen, daß ich ein Mann bin, der ſeine ganze Exiſtenz einer heiligen Sache, der Sache des Volks bis in ihre äußerſten Conſequenzen gewidmet hat. Dieſe Sache iſt beſtimmt, noch in unſerm Jahrhundert zu triumphiren, aber ſie wird ihre Anhänger noch oft ſchweren Niederlagen und Gefahren ausſetzen. In dieſem Kampfe könnte ich in ſchreckliche Lagen kommen, die keine Anhänglichkeit von mir abwenden kann. Mein Vermögen, meine Freiheit, mein Leben ſelbſt können fortwährend gefährdet ſein. Nichts iſt bei mir ſicher! Indem Sie mich heirathen, bauen Sie Ihre Exiſtenz, Ihr Haus auf der Höhe eines Vulkans! Werden Sie den Muth haben, im Falle des Mislingens alles zu tragen: Verbannung, Gefängniß,

Ruin, Armuth und ſelbſt den Tod? Und was noch ſchlimmer, vielleicht ein Leben voller Entbehrungen?

Wenn nicht, ſo gehen Sie ſolchen furchtbaren Exiſtenzen, welche heute den Anblick vollkommenen Glücks gewähren und morgen mit den Trümmern ihres Schiffbruchs alles bedecken, aus dem Wege.

Nicht ohne tiefe Melancholie glaube ich Ihre Antwort vorauszuſehen! Ja, Sie glauben, daß Sie es können. Eine ſo edle Natur wie die Ihrige hat den Glauben an ſich ſelbſt. Aber deshalb hat ſie noch nicht die nöthigen Kräfte, um in langer Prüfungszeit dieſen Glauben zu bethätigen! „Viele ſind berufen, wenige ſind auserwählt", ſo ſagt die Heilige Schrift. Welche friſche, kühne und edle Natur, vor einem Berge ſtehend, fühlt nicht Kraft genug in ſich, den Gipfel zu erreichen, um von dort aus ſich an dem prachtvollen Schauſpiel einer unbegrenzten Ausſicht hoch über dem Niveau der Dinge zu erfreuen! Alle Hinderniſſe werden beſiegt und der Gipfel erreicht! Nur Feiglinge bleiben zurück!

Aber nun beginnt das Steigen, viele und viele Stunden; man klimmt immer weiter empor; die Kräfte erlahmen mehr und mehr, die Bruſt zieht ſich zuſammen, der Athem ſtockt. Und immer neue Felſen verſperren den Weg; neue Abgründe, neue ſcharfe Steine, an denen Ihr Fuß ſtrauchelt!

Ach, Sophie, ich will nicht von den ſchwach werdenden Naturen ſprechen, welche umkehren; aber wie viel kühne und edle Naturen bleiben liegen, zerſchlagen und todt durch die Mühſal des Weges! Den Gipfel erreichen nur die, welche ſozuſagen phyſiſche Geiſteskraft haben.

Uebrigens wenn Sie mir ſagen, daß Sie Vertrauen zu Ihren Kräften haben, ſo werde ich es auch haben, und glauben Sie mir, es wird eine kräftige Hand ſein, die Sie auf dieſem Wege unterſtützen wird!

2) Aber werden Sie auch den zweiten Schlag, den ich Ihnen zu ertheilen habe, überwinden? Sophie, ich bin — ein Jude.

Mein Vater und meine Mutter ſind Juden, und wenn ich auch innerlich ebenſo wenig Jude bin wie Sie, ſogar noch weniger, wenn es möglich iſt, ſo habe ich mich doch noch nicht von meiner Religion losgeſagt, weil ich auch keine andere annehmen wollte. Ich kann wol verſichern, daß ich nicht mehr Jude bin, aber ohne Lüge kann ich auch nicht verſichern, Chriſt geworden zu ſein.

Bei uns macht es nichts mehr aus, Jude zu ſein; denn bei uns in Deutſchland, in Frankreich, in England iſt dies nur eine Religion, keine Nationalität. Man iſt bei uns Jude, wie man Proteſtant oder Katholik iſt. Bei uns beſonders, wenn man einen Ruf von Geiſt und Talent hat, wie ich, wird man Allen gleich und es gibt nichts, das ich nicht erreichen könnte, wenn ich einwilligen würde, mit der exiſtirenden Regierung zu pactiren.

Aber das iſt alles ganz anders bei Ihnen in Rußland. Sie ſelbſt ſagten mir, daß das Judenthum dort eine Nationalität, nicht eine Religion iſt. Es iſt wahr, Sie lieben meinen Freund Heine, obſchon er auch ein Jude war; aber es iſt doch ein großer Unterſchied zwiſchen poetiſcher Verehrung und einer Ehe in der wirklichen Welt. Ihre Landsleute werden Sie wegen der Heirath mit einem Juden verachten! Sie, Abkömmling von Fürſten, einen Menſchen heirathen, welcher — es iſt wahr, wenn die Abſtammung ein Recht zum Stolze gäbe, ſtolzer ſein könnte, wie ihr alle, da er von einem Volke abſtammt, welches älter iſt als alle Fürſten und Edelleute, die nur etliche Jahrhunderte exiſtiren; vom erſten civiliſatoriſchen Volke, welches in der Geſchichte auftritt, und von den alten Königen Syriens.

Es iſt wahr, ich könnte Ihnen das Opfer bringen, Chriſt zu werden, obgleich nach unſern Geſetzen keine Nothwendigkeit dazu vorhanden, und die Ehe zwiſchen Chriſten und Juden geſtattet iſt. Und wenn es eine unumgängliche Bedingung wäre, ich würde es vielleicht thun. Aber es würde mir ſchwer fallen, Sophie. Ich will es Ihnen ſagen, weshalb. Ich liebe die Juden durchaus nicht, ja, im allgemeinen verabſcheue ich ſie. Ich ſehe in ihnen nur die ſehr entarteten Söhne einer großen, aber längſt ent-

schwundenen Vergangenheit. Diese Leute haben während der in der Sklaverei verbrachten Jahrhunderte auch die Eigenschaften der Sklaven angenommen; und deshalb bin ich ihnen äußerst ungünstig gesinnt. Ich habe auch gar keine Verbindung mit ihnen. Unter meinen Freunden und in der Gesellschaft, die mich hier umgibt, ist fast nicht ein einziger Jude. Es sind also keinerlei Rücksichten, die mir diesen Wechsel etwa peinlich machen würden.

Aber, Sophie, ich bin ein Mann der Politik, und, was noch mehr sagen will, ich bin das Haupt einer Partei. Und die Partei, welche die meinige ist, muß an dem Grundsatze festhalten, nie einem Vorurtheil sich zu beugen, da dies nur Feigheit sein würde, und nie darf sie einen Act der Heuchelei begehen.

Wie soll ich es also mit dem christlichen Glauben machen, wenn, was jedermann weiß und ich auch nie verhehlen werde, ich ebenso wenig von der christlichen wie von der jüdischen Religion im Herzen trage! Würde es nicht den Anschein haben, daß ich um äußerer Vortheile willen einem Vorurtheile nachgebe? Hierin liegt ein übergroßer Rigorismus, ein Rigorismus, der in meiner Persönlichkeit begründet ist, denn meine Partei würde meiner Taufe nicht den geringsten Widerstand entgegensetzen, ich kann ihn durch genug gewichtige Gründe erklären, um so mehr, da die Taufe in solchen Fällen als eine reine Formalität angesehen wird; und, da ich nicht die Nothwendigkeit zugebe, da ich auch nicht im entferntesten gesonnen bin, irgendeines Vorurtheils halber Ihrer Liebe zu entsagen, so werde ich vielleicht dieses Opfer bringen, wenn es unumgänglich sein sollte, und mich taufen lassen.

Das heißt ich werde es thun, wenn Ihr Vater oder Ihre Mutter absolut darauf bestehen. Ich werde es aber keinesfalls thun, wenn nur Sie es wünschen sollten. Meine Frau darf durchaus keine Vorurtheile haben.

3) Gehen wir jetzt zu meiner gesellschaftlichen Stellung über.

Fangen wir mit der guten Seite an. Schon seit einigen Jahren erfreue ich mich in der Gelehrtenwelt eines sehr großen

Rufes, welcher fortwährend wächſt. Alle Berühmtheiten, die wir haben, Humboldt und Böckh haben mich mit dem Namen ihres Freundes beehrt. Mein Ruf wird ſich noch viel und immer mehr vergrößern, ſowol durch die Nachwirkung ſchon erſchienener als durch noch zu veröffentlichende Arbeiten.

Die Gelehrtenwelt iſt indeß nicht die Welt im eigentlichen Sinne des Worts. In der eigentlichen Welt iſt meine Stellung folgende. Im allgemeinen verhalten ſich nur wenige bei uns in Preußen gleichgültig mir gegenüber. Faſt unſere ganze Geſellſchaft theilt ſich in Bezug auf mich in zwei Parteien. Die eine — zu welcher die ganze Ariſtokratie und der größte Theil der Bourgeoiſie gehört, häufig ſogar Perſonen mit einem leichten Anflug von Liberalismus — fürchtet und haßt mich. Die andere Partei, zu welcher der übrige Theil der Bourgeoiſie und das Volk gehört, achtet, liebt mich, verehrt mich ſogar nicht ſelten. Für dieſe bin ich ein Mann von größtem Genie und von einem faſt übermenſchlichen Charakter, von dem ſie die größten Thaten erwarten. Jene, die Feinde, erwarten wol auch große Thaten von mir. Aber ebendeshalb, weil ſie mich mehr fürchten als irgendjemand anders, haſſen ſie mich ſo unbeſchreiblich, daß ich Ihnen keinen richtigen Begriff von dieſem alles verſchlingenden Haß geben kann.

Sie ſuchen mich fortwährend zu verfolgen. Es iſt wahr, auch meine Feinde achten mich innerlich ebenſo ſehr wie meine Freunde, häufig ſogar noch mehr, weil ſie mich noch beſſer errathen.

Aber gerade deshalb, weil ſie mich im geheimen achten, haben ſie immer geſucht, mich um ſo mehr zu verleumden; denn Verleumdung iſt die einzige Waffe dieſer angefaulten Parteien, welche den langſam ſich herannahenden Tod in ſich ſelbſt fühlen. Ich ſchritt immer mit erhobener Stirn daher, mit Verachtung auf den Lippen, mit der Waffe in der Hand, immer ſiegreich, ſtets die Lüge niederſchmetternd, die Verleumdung verwirrend, über den Haß triumphirend. Aber dadurch habe ich noch mehr Haß auf mich gehäuft, der um ſo wüthender iſt, als er immer machtlos

gegen mich war, und weil ich aus allen gegen mich gerichteten Angriffen immer reiner und glänzender hervorgegangen bin. Sie wiſſen es ja, Sophie, daß nichts den Haß mehr nährt, als Ohnmacht und Niederlage.

Jetzt, Sophie, erwägen Sie dies wohl: wenn Sie Ihr Schickſal mit dem meinen vereinigen, ſo wird auch Ihre Exiſtenz zur Zielſcheibe des Haſſes und der Verleumdung werden. Ich fürchte, daß Ihr Verſtand, der Verſtand eines jungen Mädchens, zu ſchnell über dieſe Fragen hinweggehen wird. Wiſſen Sie, was der unaufhörliche Haß einer feindlichen Menge bedeutet? Ja, Sie wiſſen es durch den Verſtand und durch die Phantaſie; aber Sie kennen es noch nicht aus der Erfahrung ſchrecklicher Erinnerungen! Denken Sie, daß beim geringſten Zufall, bei jedem unbedeutenden Ereigniß es möglich ſein könnte, daß eine Maſſe von Feinden ſich deſſen bemächtigt, es vergrößert, es unwürdig entſtellt, daſſelbe als Mittel gegen Sie oder gegen mich benutzt, lügenhaft verzerrt, was Sie geſagt, gethan, gedacht haben. Ich ſelbſt geſtehe Ihnen, obgleich ich, wie ſchon geſagt, immer mit der Verachtung auf den Lippen und mit der Waffe in der Hand vorwärts geſchritten bin, obſchon ich immer die Verleumdung niedergeſchlagen und beſiegt habe, daß ſie es doch war, die mir die einzigen ſeltenen Stunden wahren Leidens im Leben, deren ich mich erinnere, gebracht hat, wie es weder Gefängniß noch Gefahren mir je zufügen konnten.

Und wenn auch ich, ein rauher Krieger, eine für den Kampf eigens organiſirte Natur, ſtark durch mein Bewußtſein, nicht unterliegen und ſchließlich alles ſiegreich durchführen könnte, würden Sie, im Falle der Noth, alles das ertragen können? Sie, ein Sammtblümlein, nicht für den Kampf, ſondern nur für ungetrübtes Glück und für die ſüßeſten Eindrücke geſchaffen! Bedenken Sie wohl, Sophie, wenn ich nur ein einziges mal Sie leiden ſähe, würde ich um ſo Schrecklicheres ausſtehen!

O, glauben Sie mir, Sophie, es gibt einſame Geſchöpfe, denen kein glückliches Weſen ſich nähern darf! Leſen Sie mein Trauerſpiel. Alles, was ich Ihnen hier ſagen könnte, habe ich Hutten

aussprechen lassen. Auch er hatte alle Verleumdungen, alle Arten von Haß, jede Feindseligkeit zu ertragen. Ich habe aus ihm den Spiegel meiner Seele gemacht, und ich konnte dies, da sein Schicksal und das meinige einander vollständig gleich und von überraschender Aehnlichkeit sind. Nur die Nachwelt ist gerecht gegen Männer wie er. Deshalb ist man gezwungen, sich ein trauriges Glück durch Entsagung auf jedes wahre und wirkliche Glück zu bereiten. Lesen Sie, was Hutten zu Maria sagte. Fast das Gleiche, was ich Ihnen eben gesagt habe, wenn auch in andern Worten, und dies wird Ihnen alles noch besser verständlich machen. Das sind keine „deutschen Hirngespinste", wie Sie eines Abends bemerkten: es ist eine traurige, sehr traurige Nothwendigkeit für solche einsam stehende Wesen, auch allein zu bleiben, weil sie sonst noch denen Kummer bereiten, die sie lieben, welche aber keine so mächtige, stählerne Organisation haben wie sie!

Sie werden mir aber vielleicht sagen: „was kümmert's mich, daß die eine Hälfte der Menschheit Sie haßt, wenn es eine Hälfte gibt, die nach Ihren eigenen Worten Sie hochschätzt, Sie liebt und bewundert?" Erstens, Sophie, ist die Theilung ungleich; die mich hassende Hälfte ist noch die mächtige, herrschende, welche beinahe alle hervorragenden Plätze, alle Stellen einnimmt, welche über alle Vergnügungen und Zerstreuungen, über alles, was das Leben verschönert, verfügt. Die andere Hälfte ist noch die ohnmächtigere, welche Ihr Leben nicht sonderlich ausschmücken, Ihnen nicht diesen Glanz, diese Zerstreuungen, diese Freuden bieten kann, an die Sie in Ihrer aristokratischen Gesellschaft vielleicht gewöhnt sind.

Und noch mehr. Selbst unter denen, die mich lieben und mich bewundern, werden sich viele finden — Sie begreifen, daß ich jetzt von den Frauen sprechen will —, denen Sie durchaus nicht gefallen werden; und doch wird dies in Ihren gegenseitigen Beziehungen von Bedeutung sein. Während die aristokratische Welt Ihnen die Heirath mit einem solchen Menschen, wie ich bin, nicht verzeihen wird, werden jene Sie deshalb beneiden, eines Glückes

[illegible], das [illegible] übersteige. [illegible] von unseren Frauen werden es Ihnen, einer Ausländerin, nicht verzeihen, daß Sie die Frau eines Mannes geworden sind, der sowohl [illegible] einstimmig vor allem für einen ungewöhnlichen Mann halten werden Ihnen die siegreiche Erreichung dessen nicht verzeihen, was keine von ihnen zu erreichen im Stande war.

[illegible] beginnt der Kampf mit Ihrer Eigenliebe, denn [illegible] mehr sie im geheimen erkennen werden, daß Sie wirklich [illegible] sind, [illegible] hoch überlegen, desto mehr werden sie suchen, Sie [illegible] und unbedeutend hinzustellen. Darauf folgen [illegible], [illegible]. Wenn Sie mit einem Manne sprechen werden in Ihrer liebenswürdigen und berechtigten Offenheit [illegible] werden sie daraus schon Folgerungen über unlautere Beziehungen [illegible].

Sie werden [illegible] bei meinen Feinden und gehässigen Neid [illegible] Frauen der andern Partei finden.

[illegible] Bezug auf die Frauen habe ich noch etwas [illegible] hinzuzufügen. Die Aristokratie haßt mich, wie ich Ihnen schon gesagt habe, fast ohne Ausnahme. In unserer Bourgeoisie haben die Frauen überhaupt noch wenig Anziehendes und Angenehmes in ihrer Lebensweise. Die Männer in unserer Bourgeoisie besitzen die Macht der Bildung und des Geistes. Aber die Frauen haben von der Bildung noch nicht dies Aroma von Liebenswürdigkeit, diese Signatur guter Manieren erhalten, welche für jede Frau, die in aristokratischen Kreisen gelebt hat, unentbehrlich sind. Es gibt allerdings Ausnahmen, aber sie sind sehr selten. Von diesen Ausnahmen abgesehen, werden unsere Frauen Ihnen durchaus nicht recht conveniren.

Alles dies bringt mich auf den Gedanken, daß, im Falle unserer Verheirathung, ich meinen Bekanntenkreis bedeutend einschränken werde. Dies macht für mich absolut nichts aus. Ich habe immer soviel als möglich eine weitläufige Bekanntschaft zu vermeiden gesucht; man mußte mich immer zu neuen Bekanntschaften nöthigen. Obschon ich die Menschheit innig liebe, so liebe ich doch nicht die

Individuen, welche heutzutage vorgeben, Menschen zu sein. Aber im Falle unserer Verbindung werde ich meinen Kreis noch bedeutend verkleinern. Wir werden nur mit einigen Freunden und Freundinnen verkehren. Wir werden gewiß dadurch nichts verlieren. Denn wenn Sie ganz Berlin nehmen, so werden Sie nur sehr wenige Häuser finden, in denen man sich ganz behaglich fühlt, und noch weniger solche, die Ihnen passen würden. Deutschland ist kein Land für gesellschaftliches Leben.

Bei alledem werden Sie vielleicht ein wenig einsam sein. Wissen Sie auch, schönes Blümchen, das der hellen Sonne bedarf, was der Schatten der Einsamkeit bedeutet? Anstatt des Geräusches und der Bewegung der großen Welt, die Sie mit dem Glanze Ihrer Jugend und Ihres Zaubers erfüllen könnten — die Einsamkeit? Taugt das wol für Sie? Können Sie auch darein willigen, all Ihr einziges Glück nur in mir allein zu finden? Und noch dazu, wenn Sie mich nicht den ganzen Tag haben können. Denn, Sophie, eine Hälfte meines Tages muß immer wissenschaftlichen Arbeiten gewidmet sein. Ich würde nie der Wissenschaft entsagen können.

In dieser Hälfte also würden Sie vielleicht zuweilen das Alleinsein, die Langeweile empfinden! Werden Sie nie seufzen, ein Ihrer so wenig würdiges Los gewählt zu haben?

Freilich, ich verhehle es Ihnen nicht, es könnte wol sein, daß wenn gewisse Ereignisse eintreten, eine Flut von Bewegung, Geräusch und Glanz auf Ihr Leben fallen würde, wenn Sie mein Weib sein werden. Aber, nicht wahr Sophie, mit so großen Dingen, die das Ziel der Anstrengungen des ganzen Menschengeschlechts bilden, darf man nicht eine bloße Speculation auf individuelles Glück machen?

Deshalb darf man in keiner Weise darauf rechnen.

5) Gehen wir jetzt zu meiner finanziellen Lage über. Sie haben zuerst angefangen von der Ihrigen zu sprechen und sagten, daß Sie nicht wüßten, ob Sie irgendein Vermögen haben, oder sogar, daß Sie überzeugt seien, keins zu besitzen. Ich habe Ihnen

für mich photographiren ließen, und würde Sie ebenſo kräftig und feurig an mein Herz drücken, als wenn Sie mir alle Millionen des Orients zubringen würden.

Wenn dies aber auch gegenüber Ihrem Beſitzthum ſo iſt und ſo ſein muß, ſo darf es doch nicht ſein von Ihrer Seite in Bezug auf mein Vermögen, denn als meine Frau haben Sie es mit mir zu theilen und davon zu leben.

Ich lebe, wie Sie es hier ſehen werden, ziemlich behaglich und ſogar mit einem gewiſſen Luxus. Das kommt daher, weil ich bei unſern Preiſen in Deutſchland für einen Junggeſellen auch ziemlich reich bin. Aber wenn ich heirathe, werde ich nicht mehr reich ſein, wir werden uns nur in anſtändigem und angenehmem Wohlſtande befinden, wenn wir unſerer zwei ſind, und, Sophie, namentlich wenn wir mehr als zwei ſein werden! Ich will Ihnen die genaue Ziffer meines Vermögens nennen. Ich habe viertauſend Thaler Rente, als ganz unabhängiges Vermögen. Nach dem Tode meiner Aeltern werde ich allerdings ungefähr zwei bis dreitauſend Thaler mehr Einkünfte haben; da ich aber Vater und Mutter aufs zärtlichſte liebe, ſo hoffe ich, daß dies ſo ſpät als möglich eintreten werde.

Wir werden alſo nur viertauſend Thaler Einkommen haben. Freilich das iſt bei uns viel mehr, als es Ihnen ſcheinen wird, die Sie an Ihre ruſſiſchen Preisverhältniſſe gewöhnt ſind.

Vergleichen wir z. B. unſere Beamtenhierarchie. Bei uns machen viertauſend Thaler das Jahresgehalt eines Regierungspräſidenten aus, und ſelbſt die Miniſter erhalten nicht mehr als achttauſend Thaler, alſo nur das Doppelte meiner Einkünfte.

Sie werden begreifen, daß wir damit bei uns behaglich und angenehm würden leben können. Aber wir müßten ordentlich rechnen, unſere Mittel zuſammennehmen, uns dies und jenes auch verſagen und uns nur ſelten einen Luxus geſtatten.

Bisher hatte ich die Gewohnheit, vor keiner Ausgabe zurückzuſchrecken, wenn ich etwas wünſchte. Ich hatte es auch nicht nöthig, da ich immer für einen Junggeſellen ziemlich reich war.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

lichen Beſchützer, und auch ihre Schwäger nahmen die höchſten Stellungen ein. Es iſt wahr, dieſe ganze Familie war ſehr aufgebracht gegen den Grafen und alle verdammten ihn heftig. Häufig während der Dauer dieſer Ehe machten ſie Anſtrengungen, um den Grafen zu dem Verſprechen zu bringen, daß er ſein Betragen ändern wolle; mehrmals veranſtalteten ſie Familienrath und zwangen auch den Grafen, freiwillige Abmachungen zu unterſchreiben, um das Los der Gräfin vor ſeinen Verfolgungen zu ſchützen. Der Graf gab jedesmal nach, verſöhnte ſich auch ſcheinbar und unterſchrieb alles, was man von ihm verlangte; nach drei Tagen aber begannen ſeine Frevelthaten von neuem. Freiwillige Abmachungen unter Eheleuten haben nach unſern Geſetzen nichts zu bedeuten.

Da der Graf nie ſein Wort als Edelmann hielt und ſeine mündlichen oder ſchriftlichen Verſprechungen ſchon am nächſten Tage wieder brach, ſo blieb der Gräfin nichts anderes übrig, als ſich ans Gericht zu wenden.

Einmal, im Jahre 1843, veranlaßte der Fürſt Hatzfeldt, der Bruder der Gräfin, ſogar den König, zu Gunſten der Gräfin zu interveniren. Der König befahl durch eine Cabinetsordre dem Grafen, ſein ſchändliches Benehmen gegen die Gräfin zu ändern. Aber der Graf blieb auch dagegen taub, und da der König bei uns nicht die Macht des Zaren hat und in Privatangelegenheiten nicht eingreifen kann, ſo blieb auch dies ohne jegliche Wirkung.

Es gab nur noch ein einziges Rettungsmittel: die Hülfe der Gerichte. Dieſes Mittel war ſchon längſt ins Auge gefaßt worden. Seit vielen Jahren ſchon hatte die Gräfin ihre Familie, ihre Brüder auf den Knien flehentlich gebeten, den Beiſtand der Gerichte anzurufen. Aber dies gerade wollte die Familie abſolut nicht. Da bei uns alle Proceſſe öffentlich ſind, ſo hatte der Graf durch das Uebermaß ſeiner Infamien dieſes Mittel — vom Standpunkte der Familie aus — unmöglich gemacht, denn mit Recht fürchtete die Familie vor allem die Oeffentlichkeit für den ſtolzen Namen des gemeinſamen Geſchlechts, wovon der Graf einer der

Hauptrepräſentanten war. Sie ſchrak zurück vor dem Gedanken, alle die von einem der Ihrigen begangenen Schandthaten zu entſchleiern; ſie ſchrak davor zurück, ihre eigene Schuld an die Oeffentlichkeit gelangen zu laſſen, daß ſie ſo lange ſolch unerhörte Unthaten geduldet hatte. Sie ſchrak im ariſtokratiſch-politiſchen Intereſſe davor zurück, um dem Haſſe, den das Volk überall gegen die Ariſtokratie hegt, nicht neue Nahrung zu geben.

Oft hatte die Familie der Gräfin geſagt: Gedulde dich noch; wenn der Graf noch einmal ſein Wort bricht und dies oder jenes thut, dann ſei verſichert, wir werden ihm ſelbſt den Proceß machen. Der Graf hatte dies oder jenes wieder gethan, aber immer, wenn nun die Gräfin den Proceß anfangen wollte, ſagte man ihr: Wenn du den Proceß beginnſt, wirſt du unſere gemeinſchaftliche Feindin, wir werden uns alle gegen dich kehren! O, Sophie, welch feigen Misbrauch hatte man mit der natürlichen Schwachheit eines Weibes getrieben! Die Gräfin, allein, ohne einen Pfennig Geld, ohne jegliche Hülfe, und mit der Gewißheit, die ganze Familie gegen ſich zu haben, konnte nicht daran denken, ſich ſelbſt zu helfen.

Und bedenken Sie, Sophie, dieſe Lage hatte ſchon faſt zwanzig Jahre lang gedauert, denn der Graf hatte die Gräfin geheirathet als Mädchen von funfzehn Jahren und ſie gequält vom erſten Tage ihrer Verheirathung an.

Ganz zufällig war ich zugegen, als der Graf zu Anfang 1846 ſich neuer Unthaten gegen ſeine Frau ſchuldig machte. Im Winter 1845 hatte man eine neue Verſöhnung zwiſchen ihnen zu Stande gebracht, wie immer aber von ſeiner Seite nur äußerlich. Im April 1846 ſollten ſie wieder zuſammenkommen. Anſtatt dies zu thun, ſchrieb der Graf kurz vorher an den zweiten Sohn der Gräfin, Paul, den ſie anbetete und der ſie zärtlich liebte, das einzige Kind, das der Graf ihr nicht hatte entreißen oder abwendig machen können — der Graf, ſage ich, ſchrieb insgeheim dieſem vierzehnjährigen Sohne, daß er ihn enterben würde, wenn er der Mutter nicht heimlicherweiſe entfliehe. Paul brachte

dieſen Brief ſeiner Mutter; ich traf ſie von Thränen und Kummer niedergebeugt an und erfuhr nach und nach ihre ganze Geſchichte.

Können Sie, Sophie, ſich wol einen richtigen Begriff von dem Eindruck machen, den dieſe Geſchichte in mir, einem eifrigen Revolutionär, hervorrief, als ich ſie angehört hatte, als mir die Gräfin die unumſtößlichen Beweiſe der Thatſachen in der Correſpondenz mit ihren Verwandten und andern Papieren gegeben hatte?

Ich ſah vor mir, in der Perſon eines einzelnen individuellen Lebens, die Verkörperung aller empörenden Ungerechtigkeiten der veralteten Welt, die Verkörperung aller Misbräuche der Macht, der Gewalt und des Reichthums, gerichtet gegen den Schwachen, allen Druck unſerer ſocialen Ordnung.

Ich bin von jeher ein Revolutionär aus der Schule Robespierre's geweſen, der in ſeiner Conſtitution ſchrieb: „Sociale Unterdrückung iſt es, wenn auch nur ein einziges Individuum unterdrückt wird.“ Ich ſah den vollen Egoismus, die ganze Feigheit der ariſtokratiſchen Welt, welche dieſes edle Weſen ihren herzloſen und angefaulten Vorurtheilen opferte. Nachdem ich dieſe ganze Geſchichte unterſucht hatte, erkannte ich wohl, daß der wahre Urſprung und die Urſache des Unglücks der Gräfin nur in dem Adel ihrer Seele lag, die ſich nie vor dem tyranniſchen Geiſt ihres Mannes erniedrigen und unterwerfen oder ſeinen unwürdigen Launen hatte ſchmeicheln wollen, die nie die Grundſätze des Schönen, Wahren und Erhabenen hatte verleugnen wollen. Ich ſah, daß dieſe Frau ſich während einer Reihe von zwanzig Jahren im Unglücke verzehrt hatte, nicht obgleich, ſondern weil ſie größer und edler war als alles, was ich bis dahin angetroffen hatte.

Ich ſchämte mich für die Menſchheit!

Und alle dieſe Schrecken und Unterdrückungen gegen ein wehrloſes Weib! Ich ſchämte mich meiner Nation! —

Es iſt wahr, es fehlt meiner Nation — ich ſpreche nicht von dem niedern Volke, dieſes hat viel Edelmuth — es mangelt

der deutſchen Ariſtokratie und Bourgeoiſie jede Spur von Ritterlichkeit. Sonſt wäre ſo etwas nicht möglich geweſen!

Ich ſagte mir ſelbſt alſo: Möge niemand ſagen können, daß du alles dies kennſt und trotzdem dieſe Frau ruhig erwürgen läßt, ohne ihr zu Hülfe zu kommen. Wenn du das thuſt, mit welchem Recht würdeſt du andern ihren Egoismus und ihre Feigheit vorwerfen können?

Ich war ein junger Menſch von zwanzig Jahren. Ich hatte eben die Univerſität verlaſſen, wo ich Philoſophie ſtudirte. Ich verſtand nichts von Jurisprudenz. Nichts hielt mich zurück!

Der Gräfin, welche nicht mehr wußte, was ſie thun ſollte, und fliehen wollte, um ſich gegen die vom Grafen von neuem geplante Wegnahme ihres Kindes zu ſchützen, ſagte ich: Sie wiſſen ſehr gut, daß Sie, wenn Sie den Proceß beginnen, von Ihren Verwandten im Stiche gelaſſen werden, ſie werden ſich gegen Sie wenden, wie man Ihnen das immer geſagt hat; aber Sie wiſſen ebenſo gut, daß Sie von der Seite nichts als leere Worte zu hoffen haben. Wenn Sie alſo feſt entſchloſſen ſind, entweder zu ſiegen oder zu ſterben, ſo will ich Ihre Angelegenheit in dieſe junge, aber ſtarke Hand nehmen, und ich ſchwöre Ihnen, für Sie zu kämpfen bis zum Tode.

Sie hatte Vertrauen in ihr gutes Recht, in ihre und meine Kräfte. Sie nahm meinen Vorſchlag mit vollem Herzen an.

Und ich, ein junger, machtloſer Jude, erhob mich gegen die furchtbarſten Mächte, — ich allein gegen die ganze Welt, gegen die Macht des Ranges und der ganzen Ariſtokratie, gegen die Macht eines unbegrenzten Reichthums, gegen die Regierung und gegen die Beamten aller Art, welche ſtets die natürlichen Verbündeten von Rang und Reichthum ſind, gegen alle nur möglichen Vorurtheile.

Und jetzt, Sophie, begann ein Kampf, ſo ſchrecklich, daß keine Feder eine Beſchreibung zu liefern vermag; ein Kampf, der meine erſte Jugend verſchlungen hat, ein neunjähriger Kampf, voll der grauſamſten Leiden für die Gräfin und für mich; ein Kampf, der

[illegible]

[illegible]

[illegible]

ſandten in Berlin. Dieſe Frau hat lange Zeit als ruſſiſche Spionin in Paris gedient, namentlich bei dem Herzog von Orléans. Jetzt hatte ſie ſich den Grafen Hatzfeldt als Beute erkoren. Bald hatten wir nicht nur die Beweiſe für ihren unerlaubten Verkehr mit dem Grafen in Händen, ſondern auch dafür, daß er ihr unter der maskirten Form einer Anleihe eine Schenkung gemacht hatte, welche die Zukunft des Sohnes der Gräfin, Paul, völlig ruiniren mußte, da deſſen Vermögen, als des jüngſten Sohnes, nicht durch die großen Familienmajorate, welche nur den älteſten Kindern gehören, geſichert war. Der Graf hatte die Abſicht, ihn zu ruiniren, denn er haßte ihn aus tiefſtem Herzensgrunde, weil es ihm nicht gelungen war, ihn der Gräfin zu entreißen oder ihn von derſelben abzuwenden.

Zu dieſer Zeit war er eben im Begriff, die Schenkung auf die Allodialgüter, welche die Zukunft von Paul ſichern ſollten, hypothekariſch einſchreiben zu laſſen.

Als die Gräfin vernahm, daß die Zukunft ihres angebeteten Kindes auf ewig zu Grunde gerichtet werden ſollte, konnte ſie ſich bei dieſer neuen Unglücksbotſchaft nicht länger zurückhalten. Sie eilte nach Aachen und, mit den Beweisſtücken in der Hand, begab ſie ſich zum Grafen. Feig wie immer ſpielt er für einen Augenblick den Reuigen. Er geſteht, bittet um Verzeihung, verſpricht nicht nur, den Act der Schenkung rückgängig zu machen, ſondern auch endlich ſeine Ungerechtigkeiten gegen ſie einzuſtellen. Er bittet ſie, ihren Notar aus Düſſeldorf zu holen und mit demſelben zurückzukommen, er wolle ſich zu allem, was ſie verlange, notariell verpflichten.

Die Gräfin reiſt nach Düſſeldorf und kommt mit ihrem Notar zurück. Aber ſchon hatte der Graf ſeine Geſinnung wieder geändert, auf den Rath ſeiner hinterliſtigen Rathgeber, die ihn habgierig ausbeuteten. Er verſchließt die Thür vor der Gräfin, empfängt ſie nicht mehr. Er antwortet nicht auf die ſchriftlich an ihn gerichtete Anfrage, ob er ſeine unſelige Schenkung rückgängig gemacht habe oder nicht. Er läßt nur durch die Meyen-

dorff sprechen, welche gleichzeitig hier ist und alle Tage mit ihm zubringt.

Die zwei Tage ruhen einander gegenüber, das unheilige und das heilige. Man beobachtet sich gegenseitig und wartet ab.

Plötzlich bringt man mir die Nachricht, daß der Meyendorff sich nach der Eisenbahn begibt, um nach Köln zu reisen. Ich benachrichtige Oppenheim und Mendelssohn, welche bei mir waren, ihr überall hin, wohin es auch sei, selbst bis ans Ende der Welt zu folgen, sie beständig im Auge zu behalten, und sich womöglich Gewißheit zu verschaffen, ob die Schenkungsurkunde zurückgenommen ist oder nicht. Sie fliegen davon. Sie kommen mit ihr zu gleicher Zeit in Köln an und steigen in demselben Hotel ab. Am andern Tage, unmittelbar vor Abfahrt des Dampfbootes, sieht Oppenheim, auf der Treppe stehend, wie der Bediente der Meyendorff ihre Gepäckstücke herunterträgt. Er bemerkt, daß der Diener auch eine Kapsel mit herunterträgt, wie man solche gewöhnlich zur Aufbewahrung von Papieren benutzt. Ein unbedeutender, unüberlegter Plan steigt auf in Oppenheim. Da der Diener eben in das Zimmer zurückgekehrt war, sieht er sich auf die Kapsel, ergreift sie und, weil er von Anfang keinen Koffer mitgebracht hatte, worin er sie hätte verstecken können, eilt er in Mendelssohn's Zimmer, damit dieser die Kapsel in seinem Koffer verberge. Dieser ist verblüfft und erstaunt über diesen unsinnigen Streich, will aber seinen Freund nicht im Stiche lassen: da der Bediente wegen des Verschwindens der Kapsel inzwischen schon im ganzen Hotel Lärm geschlagen, nimmt er sie, um sie in seinem Koffer zu verstecken, da aber hierin gar kein Platz mehr war, so ist er genöthigt, einige Kleidungsstücke herauszunehmen und zurückzulassen. Beide reisen nun nach verschiedenen Richtungen ab. Mendelssohn hat den Koffer mit der Kapsel bei sich. Man fängt bereits an, im ganzen Hotel eine gründliche Durchsuchung anzustellen, und da man in Mendelssohn's Zimmer die zurückgelassenen Kleider findet, so schöpft man Verdacht gegen ihn und er wird verfolgt. Als Mendelssohn sich auf der Eisenbahn von

der Polizei beobachtet merkt, ſpringt er aus dem Waggon und verſchwindet, indem er den Koffer im Stiche läßt. Er flüchtet querfeldein und erreicht endlich Paris. Aber da er aus Gefälligkeit auch den Reiſeſack Oppenheim's mitgenommen, denſelben indeß ebenfalls im Waggon zurückgelaſſen hatte, ſo findet man Oppenheim's Papiere darin und arretirt dieſen als des Diebſtahls verdächtig.

Der Richter eines obern Gerichtshofes, der Sohn eines fünffachen Millionärs, ins Gefängniß gebracht wegen Diebſtahls! Denken Sie ſich, welches Aufſehen dies in ganz Deutſchland machte.

Es gelang mir, Zugang in das Gefängniß Oppenheim's zu finden. Ich nahm ihm das Verſprechen ab, daß, falls der Graf ſeiner Frau Gerechtigkeit widerfahren laſſen wollte, er, Oppenheim, über die eigentliche Veranlaſſung ſeiner That ſchweigen würde. Er verſprach es mir. Ich ſage es zu ſeinem Lobe, dieſes Verſprechen war eine Heldenthat von ihm. Denn, wenn er den Grund ſeiner That nicht geſtand, ſo lief er die große Gefahr, als gemeiner Dieb verurtheilt zu werden. Das war ein unerhörtes Opfer. Aber wir waren übereingekommen, alles zu thun, um dieſer Frau zu helfen, und er verſprach es mir feſt. Ich ließ dem Grafen den Vorſchlag machen. Er wies ihn ab. Nun aber entbrannte der eigentliche Kampf. Er entbrannte mit einer Erbitterung ohnegleichen. Da Mendelsſohn in Paris flüchtig war und Oppenheim im Gefängniß ſaß, ſo war ich ſchon von Anfang des Kampfes ganz allein und blieb es auch, wie Sie bald ſehen werden, während ſeiner ganzen Dauer. Dies verringerte jedoch nicht im mindeſten meinen Muth.

Ich begann eine Flut von Proceſſen über den Grafen zu ergießen. Bis dahin hatte ich nicht Jurisprudenz ſtudirt, jetzt warf ich mich mit förmlicher Wuth darauf. Indem ich die Proceſſe führte, wurde ich ſelbſt Juriſt; in wenigen Monaten konnte ich es mit den Advocaten aufnehmen, und nach zwei Jahren, ich darf es ſagen, übertraf ich ſie alle.

Gleichzeitig wandte ich mich an die demokratische Presse. Die ganze demokratische Presse erhob sich auf meinen Ruf. Ich vernichtete den Grafen in der öffentlichen Meinung. Es war ein täglicher Kampf und ein Kampf auf Leben und Tod. Bei dieser Gelegenheit ließ mich Heine, wie ich Ihnen bereits einmal erzählte, im Stich, und zwar deshalb, weil die Baronin Meyendorff die Freundin der andern russischen Spionin, der Fürstin Lieven, und diese wieder die specielle Freundin von Guizot war, von dem Heine eine Pension bezog.

Aber wenn er mir fehlte, so unterstützten mich doch andere, und es gab täglich ein Toben in der ganzen demokratischen Presse gegen den Grafen.

Unterdessen kam die Assisensitzung heran wegen des Criminalprocesses gegen Oppenheim.

Er gestand die That, aber auch die Gründe, die ihn dazu verleitet, und da es mehr als unwahrscheinlich war, daß er sich durch die Kassette der Frau von Meyendorff hatte bereichern wollen, und da die öffentliche Meinung vollständig auf unserer Seite war, so wurde er feierlich freigesprochen.

Jetzt aber zeigte er sich schwach. Seine ganze Familie war nach Köln gekommen und flehte ihn an, mit ihr zurückzukehren. Man bat, beschwor ihn. Und dieser Mann, dessen wunderbare Haltung ich soeben gerühmt habe, hatte die Schwäche, seinen Verwandten nachzugeben. Er zog sich zurück und reiste mit ab.

Er hatte genug. Wenn er aber auch genug hatte, ich hatte es nicht! Es ist wahr, auch mein Vater, den ich zärtlich, sehr zärtlich liebe, war herbeigeeilt und flehte mich an, mit ihm zurückzukehren, diesen fürchterlichen Kampf nicht weiter fortzusetzen. Aber, Sophie, merken Sie dies wohl: wenn ich mein Wort gebe, so ist's für die Ewigkeit. Mein Vater mußte allein zurückkehren.

Nachdem Oppenheim im December 1846 freigesprochen war, kehrte Mendelssohn im Juni 1847 aus Paris zurück, denn jeder-

mann und alle Juriſten erklärten einſtimmig, daß für ihn keine Gefahr mehr vorhanden ſein könne. Wenn Oppenheim, der die Kaſſette weggenommen hatte, freigeſprochen war, ſo konnte man Mendelsſohn, der nur ſein Mitſchuldiger war, unmöglich verurtheilen. Mendelsſohn kehrte alſo zurück und begab ſich freiwillig in das kölner Gefängniß. Man ſtellte ihn vor den Aſſiſenhof. Die Verurtheilung ſchien das unmöglichſte Ding von der Welt.

Aber ſchon hatte der Graf ſeinerſeits Zeit gehabt, alle Vorurtheile, allen Einfluß, allen Haß in Bewegung zu ſetzen, und beſonders den allmächtigen Hebel — Gold mit freigebiger Hand ausgeſtreut. Im Januar 1848 ward Mendelsſohn, mein beſter Freund, durch ein Geſchworenengericht als des Diebſtahls in einem öffentlichen Gaſthauſe ſchuldig zu fünfjähriger Zuchthausſtrafe verurtheilt.

Humboldt bat den König, dieſe fünf Jahre Zuchthaus in ein Jahr Gefängniß zu verwandeln. Der König machte aber zur Bedingung, daß Mendelsſohn Europa verlaſſen müſſe. Nachdem er aus der Haft entlaſſen war, ging er nach Konſtantinopel und nach Syrien. Im Jahre 1854 nahm er theil am Orientkriege gegen Rußland als Arzt eines türkiſchen Regiments, und dieſer meinem Herzen ſo theuere Freund ſtarb auf einem Parforcemarſche nach Bajazid.

Nachdem Mendelsſohn verurtheilt worden, war der Graf außer ſich vor Freude. Denn er hoffte nun nichts Geringeres, als auch mich dadurch zu vernichten. Ich hatte freilich nicht das Geringſte mit der Kaſſette der Frau von Meyendorff zu thun; ich war ja in Aachen, als meine Freunde dieſen unüberlegten Streich in Köln verübten! Da man mich aber im allgemeinen für die Seele meiner Freunde hielt, ſo wurde nun gegen mich ein Proceß anhängig gemacht, worin ich als der intellectuelle Urheber ihres kölner Streiches angeklagt wurde. Ein ſolcher Proceß war eigentlich unmöglich, unzuläſſig, aber der Graf rechnete ſtark darauf. Man hatte Mendelsſohn nur deshalb zu Grunde gerichtet,

um ſich freien Weg zu mir zu bahnen. Die königlichen Staatsanwälte ſtürzten ſich mit Wonne auf dieſen Proceß.

Wer aber mit ganz anderer Wonne, mit blitzenden Augen und leidenſchaftlichem Herzen ſich darauf warf, das war ich! Denn ich brauchte ihn unbedingt, meinen eigenen Proceß, Sophie!

Ich war mit Verleumdungen überſchüttet worden. Man kann ſich leicht alle die Klatſchereien denken, die durch meine Haltung hervorgerufen wurden. Ein junger Menſch von meinem Alter, der ſich auf dieſe Weiſe für eine ihm ganz fremde Frau aufwirft! Es begreift ſich, daß viele es ſich nicht anders erklären konnten, als daß ſie ein Liebesverhältniß vorausſetzten. Da die Menſchen im allgemeinen weder Principien noch Gewiſſen haben, ſo begreifen ſie nicht, daß es andere gibt, für welche dieſe Dinge die mächtigſten Triebfedern ſind. Man ſagte alſo, ich ſei in ſie verliebt. Aber für den Grafen war eine ſolche ſchwarze Verleumdung noch nicht genug. Er ſuchte das Gerücht zu verbreiten, trotz meiner unabhängigen finanziellen Lage, daß ich mich ſeiner Angelegenheit nur aus ſchändlicher Geldſpeculation angenommen habe.

Alles das ging mir ſehr zu Herzen. Wenn die Verleumdung von Haus zu Haus läuft, ſo kann man ihr nicht von Haus zu Haus nachlaufen, um ſie zu widerlegen.

Deshalb brauchte ich eine Gelegenheit, um ſelbſt zum ganzen Volke ſprechen zu können! Ich brauchte einen Criminalproceß, eine feierliche Gelegenheit, um alle Verleumdung niederzuſchlagen, um mit Beweisſtücken in der Hand hervorzutreten, um die Lüge niederzuſchmettern und durch unumſtößliche Thatſachen die wahre Natur meiner Schilderhebung für die Gräfin klar zu legen.

Andererſeits war es mir auch nöthig im Intereſſe der Gräfin. Jetzt hatte ich die Gelegenheit, vor allem Volke dieſen Streit zwiſchen ihr und dem Grafen kundzuthun und aufzudecken, und durch die Darlegung der Geſchichte dieſer Ehe ihn moraliſch zu vernichten und ihr eine ſchreckliche Genugthuung zu verſchaffen.

Die Advocaten beſchworen mich freilich, das nicht zu thun und in dieſe Debatten nicht auch den Streit zwiſchen ihr und ihm

hereinzuziehen, um meine eigene Gefahr nicht zu vergrößern. Man ſagte mir, wenn ich mich ſtreng in den Grenzen der gegen mich gerichteten juridiſchen Anklage, der moraliſche Urheber der That Oppenheim's zu ſein, halte, ſo werde ich unangreifbar ſein. Wenn ich aber auf der Anklagebank meine Sache mit dem Kampfe gegen den Grafen identificire, ſo würde ich allen Haß entfeſſeln, alle Leidenſchaften entflammen, ich würde alle diejenigen, die nicht gänzlich für mich ſeien, zwingen, mich zu verurtheilen. Und ſolche Verurtheilung, eine Verurtheilung wegen Aufhetzung zu dem Verbrechen des Diebſtahls, das wäre nicht blos eine Zuchthausſtrafe von fünf Jahren, das wäre ſchlimmer als der Tod! Denn das wäre ein Urtheilsſpruch voll Schmach, der mich in den Augen der Welt ehrlos machen, der meine Exiſtenz für ewig brechen, der meine Ehre brechen müßte!

Weil Oppenheim bis zu einem gewiſſen Grade derartigen ſchüchternen Rathſchlägen nachgegeben hatte, ſo hatte er eine trockene Freiſprechung erlangt, Mendelsſohn aber eine fürchterliche Verurtheilung. Ich war feſt entſchloſſen, keinem von dieſen klugen Rathſchlägen Gehör zu geben. Ich warf mich auf die Anklagebank, nicht wie ein Menſch, der ſich vertheidigen ſoll, ſondern wie ein Sieger, der ſeinem ſichern Triumphe entgegengeht. Ich warf mich darauf, die Angriffe in der Hand ſowol gegen den Grafen als gegen ſeine Mitſchuldigen, die Richter. Ich fand mehr als vierzehn falſche Zeugen vor, die der Graf gegen mich gedungen hatte. Das beunruhigte mich nicht im mindeſten. Ich hatte es vorausgeſehen. In einer ſiebentägigen Debatte, die ich allein leitete, entlarvte ich ſchonungslos die falſchen Zeugen, ich verwirrte und vernichtete die Verleumdung auf immer, durch unumſtößliche Beweiſe deckte ich die Geſchichte dieſer Ehe auf, und am letzten Tage warf ich mich in einer ſechsſtündigen Rede — die ich hier gedruckt beifüge*, damit Sie die Einzelheiten kennen

* Laſſalle hatte damals vergeſſen, die Rede beizufügen, und auch ſpäter habe ich ſie nicht erhalten.

lernen —, nachdem ich der gegen mich gerichteten Anklage einige Fußtritte versetzt, auf den Kampf zwischen der Gräfin und dem Grafen, indem ich ihre Sache offen zu der meinigen machte, und — Freude! — ich schlug den Grafen und seine Helfer gänzlich zu Boden.

Nichts, Sophie, kann Ihnen auch nur annähernd eine Vorstellung von dem elektrischen Eindruck geben, den ich hervorbrachte. Die ganze Stadt, die Bevölkerung der ganzen Provinz schwamm sozusagen auf den Wogen des Enthusiasmus! Das Volk hatte das Antlitz eines Mannes geschaut. Es hatte mich verstanden. Aber nicht nur das Volk, alle Klassen, die ganze Bourgeoisie war trunken vor Entzücken. Einige Details, die ich Ihnen in Köln erzählte, sind diesem Processe entnommen. Als wir in Düsseldorf ankamen, betäubten mich die Einwohner dieser Stadt fast mit ihren Zurufen. Sie spannten die Pferde der Equipage, in der ich mit der Gräfin saß, aus und zogen uns selbst. Obschon der Proceß kein eigentlich politischer war, hatte das Volk wohl begriffen, daß es doch im tiefsten Sinne des Wortes ein solcher war, daß es die Auflehnung gegen die Unterdrückung war.

Ich war nicht nur freigesprochen, sondern hatte auch meinen Gegnern einen entscheidenden Schlag beigebracht. Dieser Tag verschaffte mir in der Rheinprovinz den Ruf eines Redners ohnegleichen und eines Mannes von unbegrenzter Energie, und die Zeitungen trugen diesen Ruf durch die ganze Monarchie. Alle priesen mich als einen Menschen, der die Fähigkeit habe, allein gegen die ganze Welt anzukämpfen. Seit diesem Tage erkannte mich die demokratische Partei in der Rheinprovinz als einen ihrer Hauptführer an.

Die natürliche Folge davon war, daß ich drei Monate später aufs neue im düsseldorfer Gefängniß saß, da ich aus Anlaß des Staatsstreiches in Berlin (November 1848) meinen ersten großen politischen Proceß hatte, aus welchem ich nicht minder siegreich, mit nicht weniger Glanz hervorging. Ich werde Ihnen meine Rede aus diesem Processe geben, da diese gleichfalls gedruckt ist; sie wird Sie amusiren.

Von neuem freigesprochen, hatte ich immer von neuem wieder politische Processe. Durch die Processe, welche ich gegen den Grafen für die Gräfin führte, fast erstickt, war ich es andererseits auch durch die Processe und Verhaftungen, welche die Regierung gegen mich verhängte. Doch nichts war im Stande, mich aufzuhalten. Mit einer Hand gegen die Regierung, mit der andern gegen den Grafen kämpfend, war ich überall. Ich führte die Processe gegen den Grafen ohne Unterbrechung, sogar aus dem Gefängnisse. Selbst auf seiten meiner Feinde erfuhr ich Erfolge, die geradezu unerklärlich sind. Während ich in Düsseldorf im Gefängnisse saß, erhielt ich von der dortigen Regierung, meinen ärgsten politischen Todfeinden, die Erlaubniß, jedesmal das Gefängniß verlassen zu dürfen, um in dem Scheidungsproceß der Gräfin zu plaidiren, eine vollständig gesetzwidrige Erlaubniß, die man nichtsdestoweniger mir gab, mir, den man auf alle mögliche Art und Weise verfolgte. Dies geschah wol deshalb, weil meine Haltung, die Haltung eines Mannes, der stark durch sein Recht und auf seine Kraft vertrauend, ganz allein gegen die ganze Welt ankämpfte, dieser unerschütterliche Wille, diese Frau um jeden Preis zu schützen, selbst meinen Feinden imponirte. Man fühlte nicht genügenden moralischen Muth, offen diesem eisernen Willen zu widerstreben, der hinlänglich bewiesen hatte, daß er vor keinem Opfer zurückschrecke, und meine Feinde hatten endlich mich achten gelernt, wie ich mehrfach die Beweise davon gehabt habe.

Nach 1848 trat in den Processen der Gräfin eine große Aenderung ein. Vor der Revolution, in den Jahren 1846 und 1847, begegneten die Richter diesen Processen mit Sympathie, denn zu dieser Zeit hatten unsere Richter noch vielfach liberale Anwandlungen und eine Abneigung gegen den Adel. Aber mit der Revolution und der Gegenrevolution von 1848 änderte sich dies alles mit Einem Schlage. Der reactionäre und antirevolutionäre Haß herrschte jetzt in unsern Tribunalen mit blinder Leidenschaftlichkeit. Und da man die Gräfin mit mir identificirte, und ich der gehaßteste Führer der Revolutionspartei in der Provinz war, so war

[illegible] genug, daß die Gräfin alle [illegible] [illegible] der Graf [illegible] [illegible]

[illegible] einen Prozeß nach dem andern. [illegible] [illegible] Woche, die uns nicht in dieser zahllosen Masse [illegible], [illegible] gegen den Grafen begonnen hatte, [illegible] [illegible] [illegible]. Ich wurde fortwährend [illegible]

[illegible] erkannte ich erst recht meine wahre Kraft. Nach [illegible] erhob ich mich wieder, gefährlicher wie vorher. [illegible] [illegible] Angriffe fand ich heraus.

[illegible] ich [illegible] [illegible] [illegible], hatte ich beinahe selbst [illegible] [illegible] auf Sieg aufgegeben. Aber ich wollte wenigstens [illegible] [illegible] ich lebte, und nur [illegible] nachgeben.

[illegible] ich Ihnen sagen? Nach vielen langen Jahren, nach [illegible] [illegible], war ich endlich — im August 1854 — [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] von einem [illegible], diesen Sturm [illegible] [illegible] zu besiegen. Endlich hatte ich diesen vornehmen [illegible] gebrochen! Endlich hielt ich ihn unter meinen Füßen! Ich [illegible] ihm den Frieden nicht nur unter für ihn [illegible], sondern [illegible] [illegible] Bedingungen. Ich hatte endlich [illegible] [illegible] aus seiner Gewalt befreit, und ihn gezwungen, ihr ein sehr großes Vermögen abzutreten.

Hiermit hat die Gräfin kein großes Glück gehabt. Sie verlor einen großen Theil ihres Vermögens in der Krisis von 1857, einen andern großen Theil übergab sie ihrem Sohn Paul, der jetzt in Paris lebt. Dessenungeachtet hat sie noch ein sehr großes und unabhängiges Vermögen behalten.

Nachdem ich den Grafen gezwungen hatte, sich zu unterwerfen, erlebte ich noch die Genugthuung, zu sehen, wie nun auch die Verwandten der Gräfin kamen, um Frieden mit ihr zu schließen. Nachdem sie triumphirt hatte, bot ihr nun auch die Familie, die sie zur Zeit der Gefahr im Stiche gelassen hatte, ihre Hülfe an.

Es war im August 1854, als dieser Kampf siegreich beendet wurde.

Drei Jahre ſpäter, in Berlin im Jahre 1857, zwang ich durch die Veröffentlichung meines „Herakleitos“ unſere großen Gelehrten, die Humboldt und die Böckh, mich mit offenen Armen als ihresgleichen aufzunehmen.

Im Jahre 1858 ſchrieb ich die Tragödie und 1859 die Broſchüre, die ich Ihnen gegeben habe.

Im Jahre 1860 machte ich — o ſüße und angenehme Erinnerung — in Aachen die Bekanntſchaft von Sophia Adrianowna.

Dies ſind die wichtigſten Ereigniſſe meines Lebens!

Jetzt, Sophie, will ich Ihnen noch einige Worte ſagen in Bezug auf die Gräfin.

Sie haben geſehen, daß ich viel für dieſe Frau gekämpft habe. Jeder Kampf war mir immer angenehm, wenn es ſich um ſie handelte, und durch jeden Kampf, den ich für ſie hatte, wurde ſie mir immer theuerer.

Ich liebe ſie auch mit der Liebe des zärtlichſten Sohnes, der je exiſtirt hat; ich liebe ſie wie meine Mutter, nein! ich liebe ſie noch dreimal mehr als meine zärtlich geliebte Mutter. Das kommt daher, weil ſie mir weit näher ſteht durch Seelenhöhe und Gefühlsgröße, die ich noch bei niemand ſonſt gefunden habe, außer bei Ihnen. Ja, Sie ſind die einzige Frau, die ich bisjetzt kennen gelernt habe, die ihr darin gleicht. Ja, Sie gleichen ihr ſehr! Sie ſind aus demſelben Holze, von derſelben Geiſtesrichtung, von demſelben Enthuſiasmus für alles, was es Hohes und Edles gibt. Welches Glück für mich, denſelben Typus für Mutter und Frau gefunden zu haben.

Ich liebe ſie, wie ich Ihnen ſchon ſagte, mit der Liebe eines Sohnes; ich liebe ſie wie eine treue Waffengefährtin, die mit mir zehn Jahre des Kampfes und der Gefahren getheilt hat.

Ich liebe ſie endlich mit philoſophiſcher Liebe, d. h. ich liebe ſie als den ſchönſten Typus des Menſchengeſchlechts, als den Typus der leidenden Menſchheit, wie Chriſtus in meinen Augen für die Sünde der Menſchheit gekreuzigt worden iſt, und den ich

durch die Kraft meines Willens dem Kreuze wieder entriſſen habe. Und glauben Sie mir, jeder Mann, der ſie ſo leidend, ihre Leiden ſo edel und ſtaunenswerth tragen geſehen, wie ich ſie ſah im Laufe ſo vieler Jahre, würde ſie ebenſo lieben und verehren wie ich, und wenn dieſer Mann ein Herz von Eiſen gehabt hätte.

Ich würde alſo mich nie glücklich fühlen, wenn ich ſie nicht auch glücklich, zufrieden, froh ſehen könnte.

Das iſt die Art meiner Geſinnung in Bezug auf ſie. Selbſt wenn dies nicht meine Gefühlsweiſe wäre, ſo würde es doch meine Pflicht ſein, mich zu ſolchen Gefühlen zu zwingen; denn vergeſſen wir nicht, daß dieſe Frau 1846 ihr Schickſal in meine Hände gelegt hatte, und ich halte mich für immer verantwortlich für ihre Zufriedenheit und für ihr Glück. Sie hat ihr Schickſal in meine Hand gelegt, und zwar nicht heute, wo ich einen begründeten Ruf habe, ſondern damals, als ich ein junger Menſch von zwanzig Jahren, zwar talentvoll, aber anſcheinend machtlos und unbekannt in der Welt war. Schande dem Menſchen, der je ein ſolches Vertrauen vergeſſen könnte. Es gibt Verhältniſſe, Sophie, in denen ich eher meine Eingeweide verſchlingen würde, als daß ich jemand betrügen könnte, der mir geſagt hat: „Ich glaube an dich!“

Ueberdies habe ich ihr ſehr viel zu danken, denn ſie hat mich viel beſſer gemacht, als ich war. Ich kann wol ſagen, daß ich ein ausgezeichnetes und warmes Herz hatte, aber ich hatte auch die Laſter der Kraft. Ich hatte in mir wilde Inſtincte, einen fürchterlichen Zorn, eine grenzenloſe Leidenſchaftlichkeit; ich konnte grauſam hart ſein und ohne Mitleid. Sie hat mir alles dies abgewöhnt. Sie hat in mir die guten Inſtincte entwickelt und die andern unterdrückt. Wenn ich jetzt ſo bin, daß Sie mit mir glücklich werden könnten, ſo iſt das ihr Werk.

Und alſo, Sophie, weil ich die Gräfin wie ein Sohn liebe, werden Sie, wenn Sie mich zum Mann nehmen, ſie auch lieben müſſen, wie meine wirkliche Mutter, mit der wahren Zärtlichkeit einer Tochter. Wenn nicht, ſo würde ich nicht glücklich ſein.

Aber andererſeits, wenn Sie gut gegen ſie ſein werden, wird ſie Sie in kurzer Zeit mehr lieben wie mich! Sie wird Sie wie eine Tochter lieben, ebenſo zärtlich, wie ſie immer ihre eigenen Kinder geliebt hat.

Ich hoffe ſie beſtimmen zu können, bei uns zu wohnen, um alle drei glücklich und vereint zu leben.

Da ſie außerordentlich zartfühlend iſt, ſo wird ſie das vielleicht nicht wollen, ohne zu wiſſen, ob Sie ſie lieben werden, aber ich werde mich für Sie verbürgen, und hoffe ihr dies Verſprechen abzuringen.

Jetzt, Sophie, habe ich alles geſagt, was ich zu ſagen hatte.

Noch Eins habe ich hinzuzufügen. Ich werde Sie nicht heirathen ohne die Einwilligung und ohne die Liebe Ihres Vaters. Unheil dem Manne, der es wagen könnte, ein ſolches Band, wie es zwiſchen Ihnen und Ihrem Vater exiſtirt, zu zerreißen. Ich ſage nicht, daß ich nicht auch die Einwilligung Ihrer Mutter, die ich nicht die Ehre habe zu kennen, brauche.

Ich gebe Ihnen das Recht, dieſen Brief, wenn Sie es wollen, Ihrem Vater zu überſetzen.

Und jetzt, wenn Sie nach allem, was ich Ihnen geſagt habe, ſich entſchließen, meine Frau zu werden, was würden Sie für alle Ihre Opfer eintauſchen?

Nichts als zwei Dinge! Einen Mann und ein Herz!

Aber auch einen Mann im wahren Sinne des Wortes, und ein Herz, das, wenn es ſich einmal gibt, ſich auch für die Ewigkeit gibt!

Und Sophie, brauche ich es noch hinzuzufügen? Wie Ihre Entſcheidung auch ausfallen möge — ich kann nur mit Zittern daran denken — ich werde nie aufhören, Sie und Ihr Andenken zu ſegnen! Ich werde nie aufhören, Ihnen der treueſte und ergebenſte Freund zu ſein! Ich werde Sie noch ſegnen mit Thränen in den Augen.

Laſſalle.

---

in unſerm ſüdlichen, herrlichen Klima zugebracht hatte. Dort verſank unſer Haus in dem Grün des wunderbaren, ungeheuern Gartens, der von einem breiten Fluſſe umgeben und mit ſchönen Blumen und Pflanzen gefüllt war. Dort ſehe ich unſere Gemüſegärten, ſie werden von Bauerweibern gegätet und begoſſen, Gruppen von ihren Kindern ſpielen herum. Ich kenne alle dieſe Kinder, ich liebe ſie. Sie freuen ſich, wenn ſie mich ſehen; alle vom Unterricht freie Zeit verbringe ich mitten unter ihnen, ich reinige, waſche und kleide die beſchmuzten Säuglinge, ihre Brüder und Schweſtern, verſcheuche ihnen die Mücken und Fliegen. Und den größern erzähle ich, was ich ſelbſt weiß, alles, was ein zehn- bis zwölfjähriges Mädchen wiſſen kann. Sie hören mir gern zu, ich lehre ſie das Leſen und ſchwärme davon, daß ſie alle leſen lernen ſollen. Meine junge Einbildungskraft malt mir das Bild der Zukunft, wo meine Schüler nicht mehr leibeigen ſein werden. Das ganze Hausweſen der Bauern, ihre Arbeit, Entbehrungen, ihr Kummer gingen mir nahe. Obſchon während der Zeit unſers Aufenthalts im Auslande die Befreiung der Bauern beinahe Thatſache ward, ſah ich dennoch um mich herum die Finſterniß der Barbarei mit ihrem ewigen Gefolge — der Bettelarmuth und dem Elend. Mein junges Herz und mein Sinn waren voll von dem Wunſche, die Bauern durch Bildung zu erziehen. Ich liebte von jeher die Kinder und überall, wo ich mit Kindern in Berührung kam, nahm ich mich ihrer eifrig an. Die Krankheit des Vaters hatte mich von meinen Planen und Beſchäftigungen hinweggeriſſen, aber im Auslande ſah ich mir gründlich an, was auf den Elementarunterricht Bezug hatte, und hatte die Abſicht, aus meinen Beobachtungen alles nur Mögliche für meine Zwecke nutzbar zu machen, damit ich nach meiner Rückkehr den für mich erreichbaren Nutzen, wenn auch nur in einem kleinen Kreiſe von Menſchen verbreiten könne. Und jetzt hier, im ſächſiſchen Dresden, mit den Fragen Laſſalle's vor den Augen, ſtiegen alle meine ſtillgehegten Träume und Gedanken hell vor mir auf und ich konnte nur an die Heimat denken, mein Herz wurde von ſolchem Heimweh erdrückt, daß ich

[illegible]

[illegible] Ich konnte mich nicht mit dem Gedanken vertraut machen, seinetwegen die Heimat zu verlassen. Ich liebte die Heimat mehr. Ich konnte mir damals keine volle Rechenschaft von den Gefühlen, die ich für Lassalle hegte, geben, aber mein Schwanken mußte mir beweisen, daß in meinem Herzen keine Liebe zu ihm war, daß nur mein Verstand unter dem Einfluß seiner genialen Persönlichkeit stand. Ich begriff damals noch nicht, daß das geringste Schwanken in der Liebe das Nichtvorhandensein derselben bekundet. Ich fürchtete nur einen falschen Schritt zu thun, der mich und ihn verderben könnte. Der Vater, welcher meinen innern Kampf wahrnahm, überließ mich meinen Gedanken, und da er nicht auf mich einwirken wollte, unterbrach er dieselben auch nicht. Er sagte, daß er ausfahren wolle, und ließ mich allein. Es war schon ganz dunkel geworden, und ich saß noch immer da, zermartert durch innern Kampf. Es schien mir unmöglich, Lassalle's Liebe abzuweisen, und noch unmöglicher, dieselbe anzunehmen: er forderte Liebe, und ich erkannte, daß mein Herz keine für ihn fühle, daß mein Kopf mich irreleite, daß er mich besteche. Die wahre Leidenschaft war mir unbekannt, ich errieth sie nur, ich hatte das Gefühl, daß sie früher oder später bei mir eine Rolle spielen würde. Ich zündete Kerzen an und suchte mich, in Erwartung meines Vaters, von den schweren Gedanken zu ernüchtern, indem ich ihm Thee bereitete. Der Vater kam: „Nun, wie steht's, meine Tochter — bist du mit deinen Gedanken im Reinen?“

Ich theilte ihm meinen Zweifel, alle meine Gedanken mit, und bat um seine Meinung.

„Handle, wie dein Herz dir gebietet“, antwortete er. „Ich wünsche nur dein Glück; dein Unglück zu sehen ist für mich gleichbedeutend mit Sterben. Folge nur den Eingebungen des Herzens, ohne dich Reflexionen hinzugeben.“

„Das ist es eben, vor meinem Herzen fürchte ich mich am

meiſten. Es iſt noch ſo dumm, ich verſtehe es ſelbſt nicht ordentlich.“

„Beeile dich nicht!“

Die Nacht verging in Unruhe, ſchlaflos. Am andern Tage, nachdem ich mich etwas beruhigt hatte, ſchrieb ich an Laſſalle. Ich theilte ihm mit, welch ſtarken Eindruck ſeine Bekenntniſſe auf mich gemacht hatten, ſchrieb ihm, daß jetzt noch mehr wie vorher ich an ſein Glück denken müſſe und mich mit meiner Einwilligung nicht beeilen dürfe, ſondern daß ich ſtreng und mit Ernſt meine Gefühle für ihn abwägen müſſe. Ich bat ihn, mir zu erlauben, von Rußland aus ihm zu antworten, wohin wir in einigen Tagen abzureiſen gedachten. Ich theilte ihm mit, daß wir auf etwa zwei Tage nach Berlin kommen würden, ſpeciell um uns von ihm zu verabſchieden, und bat ihn, während unſers dortigen Aufenthalts unſere Frage nicht zu berühren, womöglich auf eine Weile zu vergeſſen, daß eine ſolche zwiſchen uns beſtehe, und nur, wie früher, Freunde zu ſein.

Ich quälte alſo, ohne es zu wollen und unbewußt, den Mann, der mich innig liebte, weil ich die Abſicht hatte, ihm gegenüber ſo gewiſſenhaft wie möglich zu ſein und meine Gefühle ſtreng zu controliren. Es ſchien mir immer noch, daß ich ihn werde lieben können. Ich wiederhole es: da ich das Gefühl der wahren Liebe damals noch nicht kannte, ſo verſtand ich es auch nicht, daß meine Gefühle für Laſſalle von einer ganz andern Art ſeien. Es war eine exaltirte Bewunderung, Ergebenheit, Freundſchaft, nur nicht Liebe, ohne die ich es für unmöglich hielt, mich zur Ehe zu entſchließen. Etwas mir Unverſtändliches hielt mich von der Eile ab, ihm meine Einwilligung zu geben, nach welcher ein Rückſchritt unmöglich geweſen wäre. Ich hätte wol mein eigenes Glück zum Opfer bringen können, aber ſein Glück zu zertrümmern wäre für mich undenkbar, unmöglich geweſen.

Am nächſten Tage ſchon empfing ich folgende Antwort Laſſalle's:

8.

Ich verſtehe zu gut Ihren edlen Brief und das darin niedergelegte, zarte und edelmüthige Gefühl, um nicht [illegible] auf Ihre Ideen einzugehen. Möge es ſo geſchehen, wie Sie es wünſchen! Sie werden mir eines Tages aus Wiesbaden [illegible]. Und obſchon es mir nicht ſchwer iſt, dieſe Antwort vorherzuſehen, oder beſſer geſagt, gerade deshalb wird während Ihres Aufenthalts in Berlin „zwiſchen uns kein einziges Wort über dieſe Frage geſprochen werden", wie Sie es ſagen, wie Sie es wünſchen. Das iſt ganz natürlich und verſteht ſich von ſelbſt! Wenigſtens ſolange ich Herr meiner ſelbſt bin, und ich hoffe es noch zu ſein, wird mein Betragen Ihnen gegenüber ganz ſo ſein, wie es Ihr Wunſch iſt. Es wird nur das reinſte und [illegible] Wohlwollen und Freundſchaft ausdrücken, und ich werde mir die äußerſte Mühe geben, das Gepräge jener unbezwingbaren Zärtlichkeit, die ich oft in der letzten Zeit in Aachen und Köln nicht unterdrücken konnte, fern zu halten.

Sie werden alſo mit mir zufrieden ſein, und nicht wahr, Sophie, Sie werden mir immer ein wohlwollendes Andenken bewahren?

Was mich ebenſo entzückt, wie die Großmuth und Zartheit Ihrer Gefühle, das iſt das, was Sie mir über die Haltung Ihres Vaters ſagen. Das iſt ein Mann höher wie alle, die ich in meinem Leben geſehen habe! Es iſt in Wahrheit ein außergewöhnlicher Mann! Welch ein Mann!

Ferner bin ich entzückt von ſeinem Entſchluß, immer noch nach Berlin zu kommen! Das iſt geradezu prächtig von ihm. Unter den gegenwärtigen Umſtänden wäre ich der letzte geweſen, der hierauf den geringſten Anſpruch gemacht haben würde.

Bei dieſer Gelegenheit muß ich Ihnen noch ſagen, daß es mir ſcheint, als ob Sie vielleicht die Briefe nicht erhalten haben, die ich am Sonntag an Sie und an Ihren Vater abſandte. Sie

empfingen, wie aus Ihrem Briefe hervorgeht, den Brief, den ich am Montag an Sie expedirte, zugleich mit meinem Manuscript.

Aber am Sonntag schon schrieb und sandte ich einen Brief an Ihren Vater (die Antwort auf seinen von Ihnen übersetzten Brief). Ich hatte demselben denjenigen Ihrer Briefe, der hier zuerst angekommen war, als Beweisstück beigefügt; alles dies war in einem Couvert vereinigt und an Herrn Ad. de S.... ff adressirt. Zu gleicher Zeit sandte ich in einem andern Couvert an Sie selbst einen Brief, in dessen Anfang ich sagte, daß ich mein Manuscript demselben beifüge, an dessen Schluß ich jedoch erkärte, daß ich nicht im Stande sei, es an diesem Tage zu thun, weil der Brief Ihres Vaters mich zu sehr in Erregung versetzt habe.

Haben Sie wol diesen Brief erhalten? Und, insbesondere, empfing wol Ihr Vater den an ihn adressirten Brief? Wenn nicht, so wäre das mir unendlich unangenehm, denn der Brief Ihres Vaters an mich machte eine Antwort nothwendig. Ohne diese Antwort kann ich nur Verzeihung, aber nicht Freisprechung in seinen Augen erlangen! Außerdem möchte ich nicht gern diesen Brief in den Händen der Post wissen. Wenn aber Ihr Vater diesen Brief bekommen hat, so bitte ich ihn dringend, mir Ihren Brief, den ich nur des Beweises halber eingelegt hatte, ja wieder zurückzuschicken.

Ich habe zum mindesten das Recht, diese Beweise Ihrer Freundschaft, diese Zeugen schöner Tage, die mir von Ihnen kommen, zu behalten.

Ich segne meine Krankheit, die mich gezwungen hat, nach Aachen zu reisen, und die mir dadurch in diesem melancholischen und traurigen Dinge, was man Leben nennt, eine so süße, wenn auch noch so melancholisch süße Erinnerung wie die Ihrige verschafft hat.

Ach ja, es gibt zwei Arten, die Dichter zu verstehen!

In mein allzu dunkles Leben
Strahlte einst ein helles Bild,
Nun u. s. w.

Sie erinnern ſich dieſes Liedes von Heine! Ach, Sophie, wie verſtehe ich das jetzt beſſer wie früher!

Leben Sie wohl, Sophie!

F. L.

Donnerstag.

Aus dieſen traurigen Zeilen iſt zu erſehen, daß Laſſalle wirklich beſſer als ich ſelbſt mich verſtanden und ſich mit dem Gedanken vertraut gemacht hatte, daß meine Gefühle für ihn nicht die ſeien, die er verlangte und die mich veranlaßt haben würden, ohne Reue, ohne Zögern die Heimat und die von mir verehrten Aeltern zu verlaſſen und ihm zu folgen auf dem dornigen Wege, den er mir anbot. In Berlin war es ganz anders. Wir reiſten einen Tag früher ab, als beabſichtigt, ohne Laſſalle von der Stunde unſerer Ankunft zu benachrichtigen. Der Abendzug brachte uns nach Berlin, wo wir im Petersburger Hofe Unter den Linden abſtiegen. Wir ſchickten einen Dienſtmann, um Laſſalle unſere Ankunft zu melden. Der Dienſtmann brachte uns folgende Rückantwort:

9.

Ich würde auf der Stelle zu Ihnen geflogen ſein, wenn ich nicht fürchtete, daß Ihr Vater von der Reiſe zu ſehr ermüdet ſei.

Ich würde morgen zu einer gelegenern Stunde (um 11 oder 12) kommen, aber Frerichs hat mir heute geſchrieben, daß er morgen um 12 Uhr bei mir ſein wird. Einerſeits darf ich ihn nicht verfehlen und andererſeits würde es gut ſein, wenn Ihr Vater noch vor dieſer Zeit auch bei mir ſein würde, um dieſe Gelegenheit zu benutzen und ſich mit ihm zu berathen.

Nach weiterer Ueberlegung werde ich morgen um 10 Uhr

zu Ihnen kommen, um Ihren Vater und Sie abzuholen und zu mir zu führen, wo wir dann noch vor der Ankunft von Frerichs sein werden.

F. L.

Kaum hatten wir diesen Zettel durchlesen, als jemand an unsere Thür klopfte; wir öffneten und Lassalle trat herein, sich entschuldigend und sagend, daß er es bis morgen nicht hätte aushalten können, ohne uns zu sehen. Mündliche Erklärungen in Betreff der durch die Post verschuldeten Misverständnisse klärten diese Frage vollständig auf und legten die Sache bei.

Lassalle war an diesem Abend sehr interessant. Es schien mir, als ob die frühere Zeit, die Zeit unserer Freundschaft, zurückgekehrt sei. Es war mir wieder leicht zu Muthe in seiner Nähe, obschon Lassalle im allgemeinen in trüber Stimmung war; er sprach viel weniger und leiser als gewöhnlich; auch schwieg er öfters, nachdenkend, längere Zeit. An diesem Abend, wo fortwährend ein Schatten von wahrer Traurigkeit bei ihm durchblickte, ohne den geringsten theatralischen Effect, zu dem er sonst häufig genug griff, schien er mir sehr sympathisch. Um so mehr, da er in Bezug auf mich nur eine warme Freundschaft ausdrückte. Und gerade dies war mir am wohlthuendsten. Er blieb lange bei uns sitzen und stand erst dann eilig auf und verabschiedete sich, als er merkte, daß mein Vater ermüdet war.

Am andern Tage um 10 Uhr morgens kam er angefahren und nahm uns mit sich nach Hause. Er wohnte damals in einer schönen Straße, die ganz aus einer Reihe von Villen bestand, der Bellevuestraße. Seine Wohnung war eine Mischung des verfeinertsten Comforts und Dilettantismus mit strengem Gelehrtenthum; die Verkörperung des letztern war sein Cabinet. Ein nicht großes Zimmer mit einem großen Arbeitstisch, bedeckt von verschiedenen Papieren und Schreibutensilien, alles einfach,

ernst und geschmackvoll. Am Tisch ein bequemer Arbeitsstuhl. Alle Wände des Zimmers bis zur Decke waren mit Regalen bedeckt, die mit Büchern, theuern Folianten, alterthümlichen Papyrus, Atlanten u. dgl. vollgepfropft waren. Hier hing auch ein nicht großes schönes Porträt der Gräfin Hatzfeldt, aus ihren Jugendjahren. Hinter diesem Cabinet befand sich ein in orientalischem Geschmacke decorirtes Zimmer, mit niedrigen türkischen Divans, die mit theuern orientalischen Seidenstoffen bedeckt waren, Etagèren, Tischchen und Taburets, mit Incrustationen und angefüllt mit Rauchutensilien: luxuriöse Nargilehs, theuere türkische Pfeifenröhre mit enormen Bernsteinspitzen. Aus diesem Zimmer war ein Ausgang in einen kleinen Wintergarten, der mit schönen Pflanzen angefüllt war. Der Salon, zugleich auch Speisezimmer, war mit guten Bildern und seltenen Stichen geschmückt. Mehrere bekannte Statuen in Lebensgröße, unter ihnen die sehr gut ausgeführte Copie der Venus von Melos. Hier stand auch ein prachtvoller Flügel. Ein nach ausländischen Begriffen ziemlich großes Gesellschaftszimmer ging mit den Fenstern nach der Straße und war mit den theuersten Teppichen versehen, mit schweren sammtenen Drapirungen, mit den luxuriösesten Möbeln, einer Menge von großen Spiegeln, Bronzen, großen japanischen und chinesischen Vasen. Dieses Gesellschaftszimmer gefiel mir nicht, es war zu bunt und zu sehr auf den Effect berechnet.

Lassalle nahm uns wie Verwandte auf; bald kam sein Vater. Letzterer war eine schöne, offene Persönlichkeit; der Typus eines sehr kräftigen und gesunden Alten, von nicht großem Wuchse, mit ganz grauem, dichtem Haar. Er blickte mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit mit seinen blauen Augen auf den Sohn. Man sah es, daß er seinen Schatz zu würdigen wußte und stolz auf ihn war. Diese ehrliche, gute Physiognomie voll Verstand machte einen sehr angenehmen Eindruck und flößte Zutrauen ein. Die Liebe zum Sohne sprach aus dem ganzen Wesen des Alten. Ich erinnere mich einer charakteristischen Phrase aus dem Gespräche des Vaters mit dem Sohne:

„Vater! Was haſt du heute zu thun?“ fragte Laſſalle bald nach deſſen Ankunft.

„Blos dich zu lieben, mein Kind!“ antwortete heiter der Alte, indem er die Hand auf die Schulter des Sohnes legte.

„Nun, das iſt ausgezeichnet. So beſorge eine Loge im Theater, heute wird «Lohengrin» von Wagner gegeben, er wird ſelbſt das Orcheſter dirigiren.“

„Ich eile, eine Loge zu holen, und werde beſtimmt eine auftreiben.“

Um 12 Uhr beriethen ſich mein Vater und Laſſalle lange mit Dr. Frerichs, der meinem Vater kein ſolches Vertrauen einflößte wie Walther. Darauf kam die Gräfin Hatzfeldt. Der alte Laſſalle brachte die Billets zur Loge und ging ſelbſt die Mutter Laſſalle's zum Mittageſſen abzuholen. Die Mutter war das gerade Gegentheil von ihrem Manne. So kräftig, jugendlich, friſch und beweglich der Alte war, ſo gebrechlich, ſchwach und kraftlos war ſeine Frau. Ein kleines, krankes Mütterchen, ganz verſchrumpft, ganz taub, blickte ſie ebenſo liebevoll mit ihren kleinen, zuſammengekniffenen und blöden Augen auf den Sohn wie auf den Vater. Nur mit den Augen folgte ſie dem Geſpräch und nickte gutmüthig, zuſtimmend mit dem Kopfe, lächelnd, als ob ſie ſagen wollte: „Ich verſtehe nichts von dem, was ihr alle da ſo fröhlich miteinander plaudert, aber ich freue mich, daß ihr vergnügt ſeid.“ Zuweilen zupfte ſie ihren Mann am Aermel und verlangte, daß er ihr erklären ſolle, was um ſie herum geſprochen wurde. Und es war rührend zu ſehen, wie der Alte verſuchte, ihr das zu verdeutlichen, wovon die Rede war, ordentlich wie eine gute Wärterin einem kleinen Kinde. Ueberhaupt ging er ſehr zärtlich und liebevoll mit ihr um; man ſah, daß ihm dies vollſtändig zur Gewohnheit geworden war. Die Hände zitterten ihr vor Schwäche — er ſchnitt ihr das Eſſen vor. Sie hatte eine lange und ſchwere Krankheit durchgemacht, deren Folge eine vollſtändige Schwäche des Organismus war. Ungeachtet deſſen glänzte in ihren Augen der Ausdruck vollkommenen Glücks und

der Liebe zu den zwei Weſen, die bei Tiſche zu ihren beiden Seiten ſaßen. Hätte man wol, wenn man dieſes alte Mütterchen anſah, ſich vorſtellen können, daß dieſes ſchwache, gebrochene Geſchöpf, welches ſo hülflos wie ein Kind war, ſowol den angebeteten Mann wie auch den Sohn ins Grab legen würde! Es geſchah indeß alſo: ſie überlebte Mann und Sohn.

Die Gräfin war ſehr liebenswürdig. Ihre immer verſtändige und ſympathiſche Unterhaltung belebte unſern kleinen Kreis ſehr; in ihrer Nähe konnte es nie unintereſſant ſein.

Nach dem Mittageſſen begaben wir uns zur Gräfin, in ihre kleine und ſehr einfache Wohnung, deren Hauptſchmuck eine Büſte Laſſalle's in natürlicher Größe war, aus einem etwa zehn Jahr jüngern Lebensalter als das, wo wir miteinander bekannt wurden. Dieſe Büſte ſtand am auffallendſten Platz, und es war ſehr intereſſant, danebenſtehend auch das Original zu ſehen.

Direct von der Gräfin aus fuhren wir vier ins Theater. Nach den petersburger und andern europäiſchen Theatern kam mir das berliner Opernhaus düſter, ſchlecht beleuchtet vor. Bald feſſelte die Muſik unſere ganze Aufmerkſamkeit. Das Orcheſter machte ſeine Sache ausgezeichnet. Wagner, der es dirigirte, ſchien ihm ſeine Seele einzuhauchen. Laſſalle, der uns vorher mit dem *Inhalte* dieſer Oper bekannt gemacht hatte, recitirte während der ganzen Oper, hinter mir ſitzend, das Libretto auswendig, mit einem ſolchen Eifer, daß es ſchwer war zu entſcheiden, was beſſer war: ſeine Declamation oder das Spiel der Künſtler auf der Bühne. Laſſalle hatte eine merkwürdig ausgebildete Intonation der Stimme und Uebergänge von der leidenſchaftlichſten, energiſchſten Redeweiſe bis zum zarteſten Ausdruck, er konnte dadurch den ſtärkſten und frappanteſten Eindruck hervorbringen. Seine Rede zeichnete ſich durch die Abweſenheit jeglicher Monotonie aus. Niemals noch hörte ich eine Oper mit ſolchem Eifer, niemals verſtand ich eine beſſer, bis in ihre geringſten Schattirungen. Laſſalle ſchien von der Oper ganz hingeriſſen. In den Zwiſchenacten ſprach er von der Idee, die darin durchgeführt ſei, von den Gefühlen, die ſie hervor-

ruft. Wie ein unaufhaltſamer Strom floß ſeine begeiſterte Rede dahin, ſeine Augen glänzten, und es ſchien als ob er nicht ſpräche, ſondern ſänge, wie ein nordiſcher Barde. Dieſer Abend im Theater und das darauffolgende Geſpräch riſſen mich hin und bezauberten mich. Dies war der Moment, in welchem ich von Laſſalle am meiſten gefeſſelt war. Ich dachte, heute gäbe ich ihm meine Einwilligung.

Am andern Tage beſuchte er uns ſehr früh, wir hatten kaum unſer Frühſtück beendet. Er trat marmorbleich herein. Kaum nahm er ſich die Zeit, uns zu begrüßen, als er mich zum Fenſter zog und auf das lebhafteſte und nachdrücklichſte meine ſofortige Einwilligung zu erzwingen ſuchte. Er ſprach erſt leidenſchaftlich, dann zärtlich, ſeine Stimme vibrirte, als er betheuerte, daß er ohne mich nicht leben könne. Seine Hitze und Energie ſchreckten mich und brachten eine vollſtändige Reaction in meinen Gefühlen hervor; meine Hände fielen kraftlos herab, ich wurde ganz kalt; der Eindruck des vergangenen Abends und der Nacht waren vollſtändig verſchwunden. Mein Held, mein Lehrer hatte ſich in einen gewöhnlichen Sterblichen verwandelt, der eigenſinnig von mir das Gefühl begehrte, welches ich für ihn nicht beſaß. In dieſem Moment wurde es mir vollſtändig klar.

„Laſſalle, ich liebe Sie nicht, ich liebe Sie gar nicht; enden wir. Sie thun mir leid, aber ich kann nichts anderes für Sie fühlen als Freundſchaft.“ Und die Thränen traten mir in die Augen.

„Es iſt nicht wahr!“ ſchrie er auf. „Heirathen Sie mich, und Sie werden mich liebgewinnen, Sie werden ſehen, daß Sie mich lieben werden.“

„Es iſt unmöglich! Täuſchen Sie ſich nicht unnütz!“

„Ich will das nicht hören! Jetzt will ich Ihre Antwort nicht. Sie werden daheim, in Rußland, ſich nach mir ſehnen; ich nehme hier Ihre Abweiſung nicht an.“

Er konnte nicht enden. Zu meinem Vater kam der Botaniker Pritzel, und wir fuhren alle zuſammen in die Umgegend von

Berlin, um deſſen pflanzliche Seltenheiten zu beſehen, die meinen Vater ſehr intereſſirten. Pritzel, ein Freund Laſſalle's, iſt ein ſehr angenehmer und ſympathiſcher Menſch, er gefiel uns ſehr. Wir kehrten ſpät zurück, direct zum Mittageſſen bei Laſſalle, der in der freien Luft wieder zu ſich gekommen war und ſich vollkommen beherrſchte. Wir trafen bei ihm die Gräfin, den berühmten Pianiſten Bülow und den Dichter Scherenberg. Nach der Verſicherung Laſſalle's iſt dieſer Poet ein ehrlicher prächtiger Menſch, ein eifriger Demokrat; mir kam er ſchwerfällig und ſchlaff vor, obſchon er gegen Ende des Mittags aufthaute und einige Bruchſtücke ſeiner neueſten Dichtungen declamirte. Bülow, damals ein eben erſt aufgehendes Licht, Schwiegerſohn Liſzt's, war klein, queckſilbern, hochmüthig, und ſchien von ſeiner Wichtigkeit aufgebläht; anfangs gefiel er uns nicht, aber bald unterlag er dem wohlthuenden Einfluſſe des einfachen Laſſalle'ſchen Kreiſes, wurde mittheilſam, und ohne die letzte Speiſe zu beenden, ſprang er auf und begann eine Compoſition von Liſzt zu ſpielen, von der ich ſoeben mit ihm geſprochen hatte. Er ſpielte bis ſpät in den Abend hinein, und wir alle hörten ihm mit Vergnügen zu. Sein Spiel wurde häufig von der Unterhaltung unterbrochen, an der auch er lebhaften Antheil nahm. Dieſe drei Freunde Laſſalle's trennten ſich auch von uns wie alte Freunde.

Mein Vater, ich und Laſſalle brachten die Gräfin nach Hauſe und fuhren dann in unſer Hotel.

Als die Gräfin ausgeſtiegen und wir drei allein im Wagen geblieben waren, wurden wir plötzlich ſtumm, wie auf Verabredung. Wir ſchwiegen hartnäckig. Es ſchien, als ob jeder von uns fühlte: das war nun ein angenehm verbrachter Tag, er iſt vorbei, aber es ſchwebt doch außerdem noch etwas Schweres in der Luft, was begonnen iſt und fortdauern muß. Und die Fortſetzung kam, als wir im Hotel ankamen und in unſer Zimmer eingetreten waren. Laſſalle nahm meinen Vater bei der Hand und fing an, ihm eifrig zu beweiſen, daß ich ihn ganz beſtimmt lieben müſſe, daß ich mit ihm unendlich glücklich ſein würde.

„Machen Sie, daß ſie mich liebt“, ſagte er mit Thränen in den Augen, „geben Sie ſie mir. Sie iſt mir gewiß jetzt böſe, weil ich unſere Verabredung gebrochen habe, und glaubt deshalb, daß ſie mich nicht liebt, begreifen Sie doch, ich kann ohne ſie nicht leben.“

Er fiel meinem Vater um den Hals und begann laut zu ſchluchzen. Die Kräfte verließen mich; ich konnte dieſe Scene nicht länger aushalten. Ich begann auch zu weinen, ſtreckte die Hand nach ihm aus, bat ihn um Verzeihung, daß ich ihn ſo lange gequält habe, daß ich es ihm nicht gleich geſagt habe, daß ich ihn nicht liebe, daß ich ſelbſt mir erſt heute klar darüber geworden ſei, und daß ohne volle, grenzenloſe Liebe ich nie heirathen würde; daß ich nur den heirathen würde, den ich ſo lieben könnte, wie er mich liebt; daß, wenn ich einwilligte, ſeine Frau zu werden, ich ihn vollſtändig unglücklich machen werde.

Er beugte ſich auf meine Hand und wiederholte mit Schluchzen, daß ich ihm meine letzte Antwort aus Rußland ſenden möchte. Alles das erſchütterte mich ſo ſehr, daß meine ganze unbegrenzte Freundſchaft zu ihm wieder mit neuer Kraft zum Durchbruch kam, und in meinem Herzen entſtand ein neues Gefühl — das der liebenden Schweſter. Ich legte ihm die Hand auf den Kopf und weinte leiſe; ich konnte nichts mehr ſagen.

Mein Vater umarmte ihn auch mit Thränen in den Augen und ſagte:

„Leben Sie wohl, Laſſalle. Sie, als ſtarker Mann, dürfen den Muth nicht ſo verlieren. Zürnen Sie ihr nicht, ich war Zeuge deſſen, wie lange ſie mit ſich kämpfte, ehe ſie Ihnen ihr letztes Wort ſagte. Enden wir lieber. Leben Sie wohl! Morgen mit dem Frühzuge reiſen wir. Nicht ſo wäre ich gern von Ihnen geſchieden.“

„Nein, nein! Entführen Sie ſie nicht ſo unerwartet! Lieber morgen mit dem allerletzten Zuge. Bringen Sie noch einen Tag bei mir zu! Laſſen Sie ſie mich noch einmal in meinem Hauſe ſehen.“

„Wozu? Laſſen Sie uns lieber jetzt ſcheiden“, ſagte mein Vater.

„Nein, ich gehe nicht fort, bevor Sie mir nicht das Wort geben, daß Sie meine Bitte erfüllen. Das iſt ja eine ſolche Kleinigkeit, bin ich denn das nicht einmal werth? Auf Ihr Wort baue ich, und wenn Sie es mir nicht geben, werde ich die ganze Nacht vor Ihrer Schwelle liegen bleiben!“

Wir mußten nachgeben und noch einen Tag länger in Berlin bleiben.

Es war ein trüber, regneriſcher Tag; er harmonirte ganz mit unſerer Geiſtesſtimmung. Laſſalle kam ſehr früh und führte uns zu ſich nach Hauſe. Die Mutter Laſſalle's konnte nicht zu Mittag kommen, und der alte Herr blieb natürlich bei ihr. Ich war während der ganzen Zeit ſo traurig, mir war ſo unbehaglich, mein Herz zog ſich ſo ſchmerzhaft zuſammen, daß ich krank zu werden und dadurch unſere Rückreiſe nach Rußland zu verhindern fürchtete, wohin es mich, zermartert wie ich war, mit allen Kräften meiner Seele zog. Mein Vater begriff meinen Zuſtand und bedauerte, daß er dem Wunſche Laſſalle's nachgegeben hatte.

Laſſalle war rührend zärtlich. Er wiederholte öfters, daß er nur von Rußland aus meine Entſcheidung annehme; daß er hoffe, die Trennung von ihm würde meine Gefühle für ihn wach rufen. Ungeachtet meiner Bitte unter Thränen, mich nicht zu quälen, fiel er immer wieder in den frühern Ton ſeiner Erklärungen. Wir verbrachten den ganzen Morgen in ſeinem Cabinet. Unſer aller Stimmung war ſo traurig, daß es den Anſchein hatte, als ob eine Leiche im Hauſe ſei.

Dieſe traurige Stimmung wurde auf kurze Zeit durch die Erſcheinung von Laſſalle's Schwager, dem Manne ſeiner einzigen Schweſter, unterbrochen. Dieſe Figur repräſentirte den Typus des reich gewordenen Juden, den der Firnis der europäiſchen Civiliſation noch nicht berührt hat. Der Ausdruck ſeines Geſichts, ſeine Manieren waren grob und eckig. Seine modiſche europäiſche Kleidung, die ſchwere goldene Kette und die Menge Ringe mit Edel-

steinen konnten es nicht verbergen, daß er den Laden oder die Function als Agent erst unlängst verlassen haben müsse. Dieser Herr begann fast mit dem ersten Worte über Lassalle herzufallen, über dessen politische und sociale Ideen, über seine Propaganda. Zwischen ihm und Lassalle begann ein origineller Streit. Er erhitzte sich fürchterlich und warf Lassalle dessen reiche Einrichtung vor, indem er zu beweisen suchte, daß Lassalle sein ganzes Vermögen den Arbeitern überlassen und selbst in ihre Reihen treten müsse. Lassalle antwortete ruhig; verächtlich und ironisch ihn anblickend sagte er, daß er dazu keine Nothwendigkeit sähe und daß dies eher ein schädliches Mittel sei; daß er eben an seinem Platze und vermittels seiner Umgebung mehr Nutzen bringen könne, und daß er hoffe, die Arbeiter würden es bald vollständig einsehen lernen, wie sehr ihre Arbeit von Leuten wie sein Schwager exploitirt werde. Ihr Streit dauerte noch eine Weile in dieser Weise fort, endlich empfahl sich Lassalle's Schwager sehr trocken, wahrscheinlich weil er bemerkt hatte, auf wessen Seite unsere Sympathie war, eilte aus dem Cabinet, ohne sich von Lassalle zu verabschieden, und fuhr davon.

„Ist er wirklich fortgefahren", fragte ich Lassalle, „und wird er nicht wieder zu Ihnen kommen?"

„Er wird schon wiederkommen, solche Leute kommen immer wieder, obschon er mich gründlich haßt."

Bei dieser Gelegenheit erzählte uns Lassalle von ihm folgenden Vorfall.

Der Schwager Lassalle's hatte die Gasbeleuchtung Prags übernommen und zog dorthin. Er richtete sein Haus luxuriös und elegant ein, um empfangen zu können, und haschte nach Popularität unter der prager Geburts- und Finanzaristokratie. Es gelang ihm, indem er sorgfältig seine jüdische Abstammung verheimlichte, in die höhern administrativen Kreise Prags einzudringen. Einst gab er ein Festdiner, an dem die ganze prager vornehme Welt theilnahm. Zu diesem Diner kam zufällig der alte Lassalle. Tochter und Schwiegersohn nahmen ihn kurz vor Tische ins Gebet,

damit er ſich ja nicht verplaudere, daß ſie Juden ſeien. Den Alten empörte das, aber er ſchwieg.

Als alle ſich an den Tiſch geſetzt hatten, bat der alte Laſſalle um Aufmerkſamkeit, und als alles ſtill war, fragte er laut: ob auch die Anweſenden wüßten, daß ſie an dem Tiſche eines Juden ſäßen? „Ich halte es für meine Pflicht, mitzutheilen, daß ich ein Jude bin, daß meine Tochter eine Jüdin iſt und daß mein Schwiegerſohn ein Jude iſt! Ich wünſche nicht durch einen Betrug die Ehre zu erkaufen, mit Ihnen zu ſpeiſen.“ Begreiflich antworteten die gebildeten Leute mit voller Liebenswürdigkeit und ließen Laſſalle hoch leben. Der Schwiegerſohn aber war in die äußerſte Verlegenheit gebracht und konnte dem Alten dieſen Einfall nie vergeſſen.

Zu unſerm Mittageſſen kam nur die Gräfin; auch ſie war wie trübſinnig und ſchweigſam, obſchon ſie ſich mit großer Zärtlichkeit an mich wandte. Es ſchien mir, als ob ſie mich verſtünde.

Mir war unbeſchreiblich ſchwer zu Muthe, und obſchon Zweifel in Bezug auf die Art meiner Gefühle für Laſſalle in mir nicht mehr aufſtiegen, wollte ich doch, im Hinblick auf die heiße, unbegrenzte Liebe, welche ſich in jeder Bewegung, in jedem Blicke kundthat, mich in eine Stimmung verſetzen, in der ich die Möglichkeit hätte, ſelbſtlos ſeine Liebe zu erwidern. Und je mehr ich mich ſelbſt überzeugen wollte, daß das möglich ſei, um ſo trübſinniger und zurückhaltender wurde ich gegen meinen Willen.

Nach dem Mittagsmahle verabſchiedeten wir uns von der Gräfin und fuhren ins Hotel, um uns zur Abreiſe vorzubereiten. Laſſalle folgte und verließ uns nicht mehr, bis der Zug, mit dem wir reiſten, ſich in Bewegung ſetzte. Es verging keine Viertelſtunde, daß er mir nicht wiederholte: „Ich erwarte Ihre Antwort aus Rußland, beeilen Sie ſich nicht, prüfen Sie ſich ordentlich!“ Auf ihn, den Traurigen, Gramerfüllten hinblickend, gab ich ihm das Wort, daß ich ſeinen Wunſch erfüllen wolle. Im Warteſaal, wo wir in Erwartung des Abgangs uns hingeſetzt hatten, war Laſſalle in nervöſer, fieberhafter Aufregung; er ſaß neben mir,

konnte aber nicht ſprechen; ſchweigend ſchaute er mir in die Augen, und wenn er den Verſuch machen wollte, zu ſprechen, verwandelten ſich ſeine Worte in dumpfe Töne ohne Zuſammenhang und in unterdrückte Seufzer. Ich konnte nicht ohne Thränen auf ihn blicken, meine Kehle war mir wie zugeſchnürt, ich war in einem der Ohnmacht nahen Zuſtande, bemühte mich aber nach Kräften, dieſen Zuſtand zu verbergen, um in ihm keine falſchen Hoffnungen zu erwecken. Ich dachte immer, wie ſchön es wäre, wenn wir, wie früher, als Freunde ſcheiden könnten.

Nachdem er uns in den Waggon placirt hatte, ſtand er, die Hände auf der Bruſt gekreuzt und mit dem Rücken an eine eiſerne Säule gelehnt, ſo trübſinnig und blaß, daß dieſer Anblick, wie ich ihn das letzte mal ſah, auf ewig ſich in mein Gedächtniß eingeprägt hat. Als unſer Zug ſich in Bewegung ſetzte, ſtürzte er ihm plötzlich nach, blieb aber ſofort wieder ſtehen, winkte mit der Hand, ſchwankte und lehnte ſich wieder an die Säule. Der Zug flog dahin, und er war nicht mehr zu ſehen.

Nach meiner Rückkunft empfing ich bald von ihm einen Brief (der verloren gegangen iſt), in dem er bat, daß ich mich mit der Antwort nicht beeilen möchte. Es wäre mir auch ſchwer geworden, mich zu beeilen, denn mein Vater war wieder kränker geworden und ich konnte Laſſalle nur den Empfang ſeines Briefes melden, und daß mein Vater wieder krank geworden ſei, daß er in den Bädern ſich erholt, aber ſich nicht in Acht genommen, ſich erkältet habe und wieder das Bett hüten müſſe. Wir fürchteten, daß das Reſultat der ganzen langen Cur zunichte werden könne.

Laſſalle antwortete Folgendes:

10.

Sophie! Die geſtrige Poſt brachte mir einen Brief, oder vielmehr einige Zeilen von Ihnen, in welchen Sie mir den Empfang meines Briefes vom 5. November beſtätigen. Unglücklicherweiſe erſehe ich aus dieſen Zeilen, daß Ihr verehrter Vater aufs

neue erkrankt iſt. Sie glauben nicht, wie mich das betrübt! Ich kenne niemand, der eines wolkenloſen Glücks würdiger wäre, und ich hatte ſo zuverſichtlich gehofft, daß die Rathſchläge von Frerichs ſeine Geſundheit wiederherſtellen würden. Ich kann mir auch vorſtellen, wie ſehr Sie leiden, wenn Sie ihn leiden ſehen!

Leben Sie wohl, Sophie, Sie wiſſen, daß meine Briefe keinen andern Zweck haben, als den Empfang der Ihrigen zu beſtätigen. Aber ich hoffe, daß dieſe etwas länger ſein werden als Ihr letzter.

Der Ihrige!

F. Laſſalle.

Berlin, 2. December 1860.

Im Verlaufe der Krankheit meines Vaters tauſchte ich mit Laſſalle einige kurze, unbedeutende Briefe aus, von denen ſich indeß kein einziger erhalten hat. Endlich, nach der Geneſung meines Vaters, entſchloß ich mich, an Laſſalle einen entſchiedenen Abſagebrief zu ſchreiben, deſſen Wortlaut ich hier folgen laſſe:

Edler und werther Freund!

Sie können nicht glauben, was ich alles gelitten habe in dieſen zwei Monaten, während der Kampf in mir tobte, und was ich noch jetzt leide, indem ich Ihnen ſelbſt auch eine peinliche Empfindung verurſache, denn ich muß Ihnen ſagen „Nein".

Mein Herz füllt ſich mit Thränen bei dieſem Wort, aber wie kann ich anders handeln? Ich habe ſo lange gezögert, Ihnen dieſe entſcheidende Antwort zu geben, weil ich mein Herz völlig ergründen und ganz ſicher ſein wollte, daß meine Zuneigung zu Ihnen nur begründet ſei in der wahrſten und begeiſtertſten Bewunderung und Achtung, welche Sie allen denen einflößen, die Sie kennen. Ich verſichere Sie, Laſſalle, daß wenn ich mich nur von

meiner Vernunft leiten ließe, ich nicht einen Augenblick zögern würde, Sie zu heirathen; aber was kann ich mit diesem Herzen thun, das zwar unbezähmbar, aber doch Herr meines Lebens und aller meiner Handlungen ist? Ich versichere Sie, daß ich hierbei mehr an Ihr Glück denke als an das meinige.

Nur Eins verlange ich von Ihnen: sagen Sie mir, daß Sie die Freundschaft annehmen, die ich Ihnen anbiete und die ich bewahren werde, solange ich lebe. Es wäre zu peinlich für mich, Sie nicht immer als meinen Freund betrachten zu dürfen. Sie wissen, daß ich den Ernst und den Werth einer wirklichen Freundschaft verstehe, und ich frage Sie offen und ernst, aus tiefstem Herzensgrunde, ob Sie mein Freund bleiben wollen.

Wie auch Ihre Antwort ausfallen möge, sie wird nie die schwesterliche Zuneigung verringern oder ändern können, welche ich nie aufhören werde Ihnen zu bewahren.

Ihre ergebene

S. S.

Er antwortete mir bald — auch dieser Brief ging verloren — daß es keiner Zauberei bedurft habe, um bei unserm Abschiede in Berlin meine Antwort vorauszusehen, daß er schon damals vorausgesehen habe, er werde mich für immer verlieren, und daß er sich absichtlich selbst zu täuschen gesucht habe. Er schrieb, daß er mich für die Minuten, in denen es ihm wohl bei mir gewesen sei, segne, und daß er hoffe, daß ich ihm ein warmes und gutes Andenken bewahren werde. Am Ende seines Briefes fügte er hinzu, daß er meine Freundschaft annehme, aber daß er mit seinen Freunden immer die Bedingung mache, ihm zweimal zu schreiben, ehe sie von ihm eine Antwort empfangen. Dies schlug er auch mir vor. Die Hinzufügung dieser sonderbaren Bedingung kam mir beleidigend und seiner nicht würdig vor, ich entschied, daß unsere Freundschaft beendet sei und daß ich sie nicht erbetteln würde, indem ich solche ungewöhnliche Bedingungen annehme. Es kam

mir vor, als ob ihm, da es ihm nicht gelungen war, meine Liebe zu erlangen, auch an meiner Freundschaft nicht viel gelegen sei, und daß er nur aus Höflichkeit sich damit einverstanden erklärte, sie zu erhalten. Alles dies betrübte und kränkte mich sehr, und ich nahm mir fest vor, ihm nicht mehr zu schreiben. Aufgeregt sagte ich mir, daß ich nicht zwei, sondern fünf, zehn Briefe bereit gewesen wäre, ihm zu schreiben, nur nicht auf Grund einer solchen beleidigenden Bedingung.

Der Sommer von 1861 kam heran. Der Durst nach Thätigkeit quälte mich. Ich beschloß meine Studien fortzusetzen. Nachdem ich mit einer mir sehr nahe stehenden Person in Brüssel, die dort die Erziehung von Kindern leitete, correspondirt hatte, reiste ich im Herbst desselben Jahres zu ihr.

Lassalle verlor ich ganz aus dem Gesicht; ich sah und hörte nichts von ihm bis 1863. Ich war damals noch in Brüssel und trieb eifrige Studien.

Ende April schickte mir mein Vater folgenden Brief von Lassalle, der während meiner Abwesenheit angekommen und schon im März geschrieben war:

11.

Mademoiselle!

Da Sie auf meinen Brief nicht geantwortet haben, den ich vor beinahe zwei Jahren an Sie richtete, so würde ich nicht mehr gewagt haben, Ihnen zu schreiben, wenn nicht ein positiver Grund mich dazu veranlaßte und mich zugleich entschuldigen würde.

Der Verleger von Heinrich Heine veröffentlicht jetzt in einer neuen vollständigen Ausgabe von Heine's Werken auch alle seine für den Druck geeigneten Briefe.

Er hat mich sehr gedrängt und gequält, ihm zu diesem Zwecke die Briefe auszuliefern, die Heine an mich gerichtet. Ich habe zugesagt, aber ich sehe jetzt, daß ein sehr interessanter Brief

unvollständig geworden ist, weil ich das letzte Blatt davon Ihnen geschenkt habe.

Behalten Sie, Mademoiselle, das Original, aber haben Sie die Güte, mir eine Abschrift zu senden, damit ich mein dem Verleger gegebenes Versprechen halten kann.

Verzeihen Sie, daß ich genöthigt bin, Sie mit einer Kleinigkeit zu belästigen in einem Augenblick, wo, infolge der Bewegungen in Ihrem Vaterlande, Ihr schönes Köpfchen gewiß voll von viel wichtigern Gedanken sein wird!

Es ist überflüssig zu sagen, daß ich immer glücklich sein würde, eine Antwort von Ihnen zu erhalten.

Meine achtungsvollsten Empfehlungen an Ihren Herrn Vater.

Ihr ergebener Freund

F. Lassalle.

Berlin, 26. März 1863.
Bellevuestraße Nr. 13.

Mit tiefer Bewegung empfing ich diesen Brief und beeilte mich, ihm Folgendes zu antworten:

Mein Vater hat mir soeben Ihren Brief zugesandt, in welchem Sie den Autograph von Heine verlangen und zugleich auf das lange Stillschweigen anspielen, womit ich Ihren letzten Brief beantwortet.

Da der Autograph von Heine sich in Rußland befindet, so beauftrage ich meinen Vater, Ihnen sogleich das Original zu senden, welches Sie mir nach gemachtem Gebrauch wieder zugehen lassen wollen.

Was mein Stillschweigen betrifft, hier sind die Gründe. In Ihrem letzten Briefe sagten Sie mir, daß Ihre Freunde Ihnen

immer wenigstens zweimal schreiben, bevor sie eine Antwort erhalten. Sie schlugen mir vor, diese Bedingung ebenfalls anzunehmen. Wissen Sie, was ich daraus folgerte? Daß Sie fürchten, ich möge Sie mit meinen wenig interessanten Briefen zu sehr langweilen. Ich habe mir gesagt, daß Ihre Antworten nur obligatorische Antworten sein würden und nie die Folge eines Bedürfnisses Ihrer Seele, mit einer andern Seele, die Ihnen sympathisch ist, in Verbindung zu sein; ich habe mir gesagt, daß Sie zu ernst beschäftigt sind, um je den Wunsch zu haben, mir zu schreiben, und es schien mir am besten, am zartesten zu sein, Sie nicht mit einer Correspondenz zu belästigen, die kein Interesse für Sie haben könnte. Besonders auch deshalb, weil meine Natur zu unabhängig ist, um sich irgendwelchen Bedingungen in einer Freundescorrespondenz zu unterwerfen. Ich wollte nicht Briefe von Ihnen haben, blos deshalb, weil Sie sich dem nicht entziehen könnten, mir zu schreiben, und ich meinerseits könnte Ihnen nur schreiben, wenn ich wollte; aber nie wollte ich weder für mich eine Verpflichtung haben, Ihnen zweimal zu schreiben, bevor ich eine Antwort zu erhoffen hätte, noch für Sie, absolut nach zwei Briefen von mir antworten zu müssen — weder früher noch später. Nachdem ich so den Entschluß gefaßt hatte, Ihnen nicht mehr zu schreiben, habe ich es später oft bedauert; oft wollte ich Nachricht von Ihnen haben, da ich indeß nicht wußte, ob Sie noch in Berlin, aber doch darüber sicher war, daß Sie nicht mehr in der Bellevuestraße wohnen, so entschied ich mich dafür, an Sie nicht zu schreiben. Jetzt hat Ihnen glücklicherweise Heine als Anlaß gedient, mir zu schreiben; ich versichere Sie, daß ich ihm sehr dankbar dafür bin, und ich hoffe, daß, nachdem diese Correspondenz sich unter den Auspicien des Andenkens an Ihren großen Freund erneuert hat, dieselbe sich auch ferner zwischen uns erhalten wird, aber nur auf gegenseitigen guten Glauben und ohne irgendwelche Bedingung, außer der vollständigsten Offenheit und Freimüthigkeit auf beiden Seiten.

Mein Vater ist gegenwärtig fern von mir, was mich hindert,

Ihnen von ihm etwas anderes zu ſagen, als daß ich ſehr wohl weiß — daß er Sie noch immer mit der gleichen zärtlichen Freundſchaft liebt wie früher.

Und ich, ich drücke Ihnen innigſt die Hände und nenne mich

Ihre

S. S.

Darauf antwortete mir Laſſalle Folgendes:

12.

Wie eigenthümlich bin ich erregt, indem ich aufs neue Ihre Handſchrift ſehe! Es iſt wie ein Traum! Wie bös ſind Sie aber auch mit mir geweſen! Alſo aus Stolz, zweier unglücklicher Worte halber, haben Sie beinahe drei Jahre lang geſchwiegen und würden auch jetzt noch ſchweigen, wenn ein Zufall Sie nicht genöthigt hätte zu ſchreiben!

Gehen Sie, Sie ſind nie eine ſolche Freundin geweſen, wie noch Ihr letzter Brief es mir verſichert und angeboten hatte.

Sie ſind in Brüſſel! Sie ſind alſo durch Berlin gereiſt, ohne mir ein Zeichen Ihrer Exiſtenz zu geben!

Eines Tages, durch die berliner Straßen flanirend, ſah ich eine Dame, in der ich Sie zu erkennen glaubte. Ich zauderte, ſagte mir aber bald: es iſt unmöglich, und ſetzte meinen Weg fort. Die Dame hatte auch mich geſehen und aufmerkſam betrachtet. Waren Sie dieſe Dame?

Sie ſind in Brüſſel! Aber ſeit wann? Bei wem? Ganz allein? Auf wie lange? Was werden Sie in dieſem Sommer angeben? Werden Sie in ein Bad gehen? Und wohin? Warum beantwortet Ihr Brief keine einzige dieſer Fragen, die doch ſo leicht vorauszuſehen waren!

Am 13. reiſe ich von hier nach Frankfurt am Main, wo ich am 17. dieſes Monats einen öffentlichen Kampf haben werde. Ich habe unſerer Fortſchrittspartei, die im Grunde nur aus verkappten Reactionären beſteht, den Handſchuh hingeworfen. Seit zwei

Monaten gibt es in unſerer ganzen liberalen und pſeudodemokratiſchen Preſſe einen Kampf auf Tod und Leben gegen mich, den ich mit einer kleinen Anzahl von wahrhaft demokratiſchen Zeitungen unterhalte, und vor allem mit einem Schwarm von Broſchüren gegen dieſe abominable Partei. Am 17. wird in Frankfurt eine Verſammlung aller Arbeitervereine des Landes ſtattfinden, wo ich einer gegen alle zu plaidiren haben werde. Ich werde erſt am 19. nach Berlin zurückkehren. Haben Sie doch die Güte, mir einige Zeilen nach Frankfurt poste restante zu ſchreiben. Erzählen Sie mir alles, was Sie betrifft, alles, wonach ich gefragt habe, alles, wonach ich hätte noch fragen können!

Ich habe einen ſchrecklichen Verluſt gehabt! Im October vorigen Jahres habe ich meinen guten, ſo zärtlich geliebten Vater verloren! Ach, wie fühle ich mich ſeit dieſer Zeit ſo allein, vereinſamt und unglücklich.

Das Leben iſt ein ſchlechter Scherz (mauvaise plaisanterie)!

Im September werde ich Seebäder gebrauchen müſſen. Wenn ich wüßte, daß ich Sie in Brüſſel finden könnte, würde ich nach Oſtende gehen und durch Brüſſel kommen, um Sie zu ſehen.

Ende Juni reiſe ich in die Schweiz. Mein Arzt zwingt mich dazu, weil durch übermäßige Arbeit meine Nerven gänzlich zerrüttet und mir nun Alpenluft und dann das Meer nothwendig ſind.

Und Sie?

Ich habe die Hoffnung, bald einen kleinen, nein einen großen Brief zu erhalten, welcher auf alle möglichen Fragen Antwort gibt.

Ihre Entſchuldigung mit der Bellevueſtraße iſt nicht glücklich. Ob ich noch in der Bellevueſtraße wohne oder nicht, ich bin immer in Berlin bekannt genug, um von der Poſt erreicht zu werden, wenn ein an mich adreſſirter Brief ankommt.

Antworten Sie bald Ihrem ergebenen Freunde

F. Laſſalle.

Berlin, 10. Mai 1863.
Bellevueſtraße 13, malgré vous.

Natürlich beeilte ich mich, ihm auf alle Fragen nach Frankfurt zu antworten. Darauf bekam ich von ihm aus Berlin folgenden Brief:

13.

Ja, ich habe gesiegt in Frankfurt, und mit großem Eclat. In Frankfurt vierhundert Stimmen gegen eine; in Mainz achthundert gegen zwei, trotz aller Machinationen meiner Gegner, trotz ihrer Organisation, trotz meiner Isolirung.

Eine große Agitation fängt an sich vorzubereiten!

Ich sende Ihnen hierbei einige von meinen Broschüren, von welchen besonders die letzte: „Antwortschreiben an u. s. w.", furchtbaren Lärm gemacht hat.

Auf Ihre Frage kann ich Ihnen antworten, daß ich noch immer dieselben Kräfte und denselben unerschütterlichen Glauben habe. Aber eine große Verdrießlichkeit beginnt zuweilen sich meiner zu bemächtigen. Ich habe nichts, was mich für meine großen Mühen tröstet, nichts, was mich entzückt, nichts, was mir eine wahre Freude macht, nichts, was mir auch nur einen Augenblick das Glück verschafft, um mich zu erfrischen. Kämpfen vom Morgen bis zum Abend, was ist das für ein rauhes Handwerk! Aber es ist einmal so, und ich werde mit Resignation dieses Eisenleben (vie de fer) ertragen!

Uebrigens — weshalb schreibe ich Ihnen? Sie wollen nach Rußland zurückkehren über Wien. Sie werden also über Berlin reisen, wo ich Sie sehen werde. Wenn nicht, so würde das ein Act einer so markirten Feindseligkeit gegen mich sein, daß mir die Lust vergehen würde, Ihnen zu schreiben!

Haben Sie die Güte, mich durch Brief oder durch den Telegraphen von Ihrer Ankunft zu benachrichtigen. Ich werde Ihnen hier den Brief von Heine zurückgeben, den mir Ihr Vater, den ich von ganzer Seele verehre und dem ich aufs wärmste danke für seinen liebenswürdigen Brief, zugesandt hat.

Mit tauſenderlei Arbeit gedrängt und ſicher, Sie bald hier zu ſehen — denn wirklich, ich halte Sie nicht einer ſolchen Feindſeligkeit fähig —

Ihr

F. Laſſalle.

Berlin, 30. Mai 1863.
Bellevue 13.

Ich kehrte über Wien zurück, weil ich nach dem Süden Rußlands reiſte, wohin mein Vater dienſtlich verſetzt worden war. Um Berlin zu berühren, hätte ich einen großen Umweg machen müſſen, und dazu fehlte es mir an Zeit und an Mitteln, die mir damals nur in begrenztem Maße zu Gebote ſtanden. Ich konnte es alſo, trotz meines Wunſches, Laſſalle zu ſehen, nicht ausführen.

Er glaubte es mir nicht und antwortete in ſeinem Aerger mir erſt Ende Juli durch folgenden Brief:

14.

Mademoiſelle!

Unermeßliche Arbeiten haben mich bisjetzt verhindert, Ihren letzten Brief zu beantworten, und laſſen mir unglücklicherweiſe auch heute nur einen Augenblick. Uebermorgen reiſe ich zunächſt in die Schweiz, darauf nach Oſtende, um meine Kräfte, die ich im Winter im vollen Maße nöthig haben werde, zu erfriſchen. Das Schickſal hat es gewollt, daß Sie Brüſſel gerade dann verlaſſen mußten, wenn ich durchkommen werde. Ihr Gutdünken hat Sie veranlaßt, Berlin auf Ihrer Rückreiſe zu umgehen.

Sie haben meinen letzten Brief richtig geleſen. Eine fieberhafte Thätigkeit und eine große Herzensöde! Ich kann nicht leugnen, daß ich viele Gründe habe, eine gewiſſe Art von Befriedigung, ſogar eine ziemlich große Befriedigung zu empfinden. Erfolge, welche in Anbetracht der allgemeinen Verhältniſſe beinahe unglaublich ſind und mich und meine Freunde überraſcht haben! Ich habe

unſerer liberalen Fortſchrittspartei, die Schmach und der Schandfleck meines Vaterlandes, entſcheidende Schläge verſetzt. Ich allein habe eine wahrhaft demokratiſche und ſociale Partei geſchaffen, die im gegenwärtigen Moment ſchon über ganz Deutſchland verbreitet iſt. Ich habe gegen alle Hinderniſſe, gegen alles Mögliche geſiegt und auf Ihre Frage, ob ich nicht mehr den alten Glauben an meine moraliſche Kraft habe, kann ich antworten, daß ich ohne dieſen Glauben niemals dieſen ungleichen Kampf, der bereits an einen vollſtändigen Sieg grenzt, begonnen hätte.

Alles das kann ſehr viel ſein für den Stolz, — für das Herz aber iſt es nichts. Was übrigens den Stolz betrifft, über meine Feinde geſiegt zu haben — ich verachte ſie zu ſehr, um darüber beſondere Befriedigung zu empfinden. Und was die poſitiven Reſultate fürs Volk und für die Arbeiter anlangt — Jahre ſind noch nöthig, um ſie zu ſammeln, und alſo auch um Befriedigung fürs Herz zu empfinden.

Für den Augenblick habe ich nichts, als das traurige Vergnügen, die Gegner niedergeworfen zu ſehen, welche ich verachte und verabſcheue.

Ich brauche ein individuelles Glück, und das habe ich nicht. Ich habe noch alle meine Freunde, aber nichts, was mein Herz ausfüllt, und es ſcheint, daß ich dumm genug bin, dieſes Bedürfniß zu fühlen. Alſo Befriedigung für den Verſtand — das iſt die traurige Ruhe für meine Seele.

Dies in kurzem das, was Sie wiſſen wollen.

Ich ſchließe den Brief von Heine bei. Umarmen Sie an meiner Stelle Ihren edeln Vater, der immer eine der leuchtendſten Erinnerungen meines Lebens bleibt. Wenn Sie die große Güte haben wollen, mir zu ſchreiben, ſo adreſſiren Sie nach Tarasp, Canton Graubünden (franzöſiſch Grisons) in der Schweiz, poste restante.

Mit meinen innigſten Grüßen

Ihr

F. Laſſalle.

Berlin, 28. Juni 1863.

Ich wechſelte noch einige freundſchaftliche Briefe mit Laſſalle. Er unterließ es nicht, mir die Erfolge ſeiner Thätigkeit mitzutheilen; aber in jedem ſeiner Briefe blickte der Durſt nach perſönlicherm, ſeeliſchem Glücke hindurch. Aus dieſer Correſpondenz iſt leider nichts mehr erhalten, als folgender Brief, den ich in Mailand, wo ich im Herbſte 1863 war, erhielt:

15.

Meine Ferien dauern keineswegs ſo lange, wie Sie zu glauben ſcheinen. Es iſt wahr, ich habe die Monate Juli, Auguſt und den halben September in der Schweiz, in Italien und Oſtende zugebracht. Als ich durch Brüſſel reiſte, verwünſchte ich mein Schickſal, daß Sie nicht mehr da waren. Ich verwünſchte auch noch Sie ſelbſt, weil ich, als ich das letzte mal durch dieſe Stadt reiſte, nichts von Ihrem dortigen Aufenthalt wußte.

Aber am 20. September war ich ſchon in Barmen (Elberfeld, Rheinprovinz), wo ich vor einer enormen Volksverſammlung eine dreiſtündige Rede hielt. Daſſelbe in Solingen am 27. September, wo mehr als zehntauſend Arbeiter verſammelt waren. Am 28. in Düſſeldorf. Dieſe großen Verſammlungen haben bei uns bedeutendes Aufſehen erregt, beſonders die in Solingen, wo einige hundert Bourgeois zu lärmen und die Verſammlung zu ſtören verſuchten, indem ſie meinen Gegnern Hochs zuriefen, ſodaß die Arbeiter wie ein Blitz dreinfuhren, ihre eigenen Principale vor die Thür warfen und ihre großen Taſchenmeſſer ihnen in den Leib ſtießen. Es gab Fälle von ſehr ernſten Verwundungen.

Am 2. October war ich in Berlin, wo die Gemäßigten mächtiger ſind und wo ich ihnen fortwährend die verzweifeltſten Kämpfe geliefert habe. Auch hier fängt in der öffentlichen Meinung der Sieg an, ſich entſchieden meiner Seite zuzuneigen.

Mittlerweile ließ mich auch eines ſchönen Tages die Polizei arretiren und wegen Hochverrath ins Gefängniß ſetzen. Aber nach drei Tagen hatte ich gegen Caution meine Freiheit wiedererlangt und ſetzte meine Agitation, meine Reden u. ſ. w. noch eifriger fort als vorher.

Gegenwärtig ſchweben gegen mich zu gleicher Zeit fünf Criminalproceſſe wegen meiner verſchiedenen Schriften, aber das alles kümmert mich gar nicht.

Rechnen Sie ferner hinzu, daß am 23. Mai dieſes Jahres, als die Verſammlung von Arbeitern aus ſämmtlichen Provinzen Deutſchlands in Leipzig tagte, der Allgemeine Deutſche Arbeiterverein gegründet wurde und daß ich zum Präſidenten dieſer allgemeinen Aſſociation erwählt wurde, ſodaß die Organiſation, Adminiſtration und eine ununterbrochene Correſpondenz mit allen Städten Deutſchlands auf mir ruhen.

Bedenken Sie weiter, daß ich meine wiſſenſchaftlichen Arbeiten nicht vernachläſſigen kann und daß ich außerdem genöthigt bin, ohne Unterbrechung alle möglichen Veröffentlichungen zu machen — ſo werden Sie eine kleine Idee bekommen von meiner unglückſeligen Lage und von dem Fieber, das mich verzehrt.

Schließlich, eines jeden perſönlichen Glückes beraubt, ſtrebe ich wenigſtens ſoviel als möglich danach, daß mein Daſein den Acker bilde, aus dem das Gemeinwohl der Zukunft erſtehe!

Ich freue mich ſehr über die Nachricht von der Liebesheirath Ihrer Schweſter. Und Sie? werden Sie nicht auch ihrem Beiſpiele folgen?

Ein anderes mal werde ich Ihnen über die Bücher von Strauß und von Renan ſchreiben. Heute würde es zu lange währen, denn unaufſchiebbare Geſchäfte drängen mich. Morgen habe ich eine große Rede zu halten. Bei meiner letzten befanden ſich einige Ruſſen.

Wie befindet ſich Ihr Herr Vater? Ich bitte Sie inſtändigſt, demſelben die Verſicherung meiner großen Verehrung auszudrücken, und — mir recht bald zu ſchreiben.

Mit inniger Freundſchaft und melancholiſchen Erinnerungen an die Vergangenheit

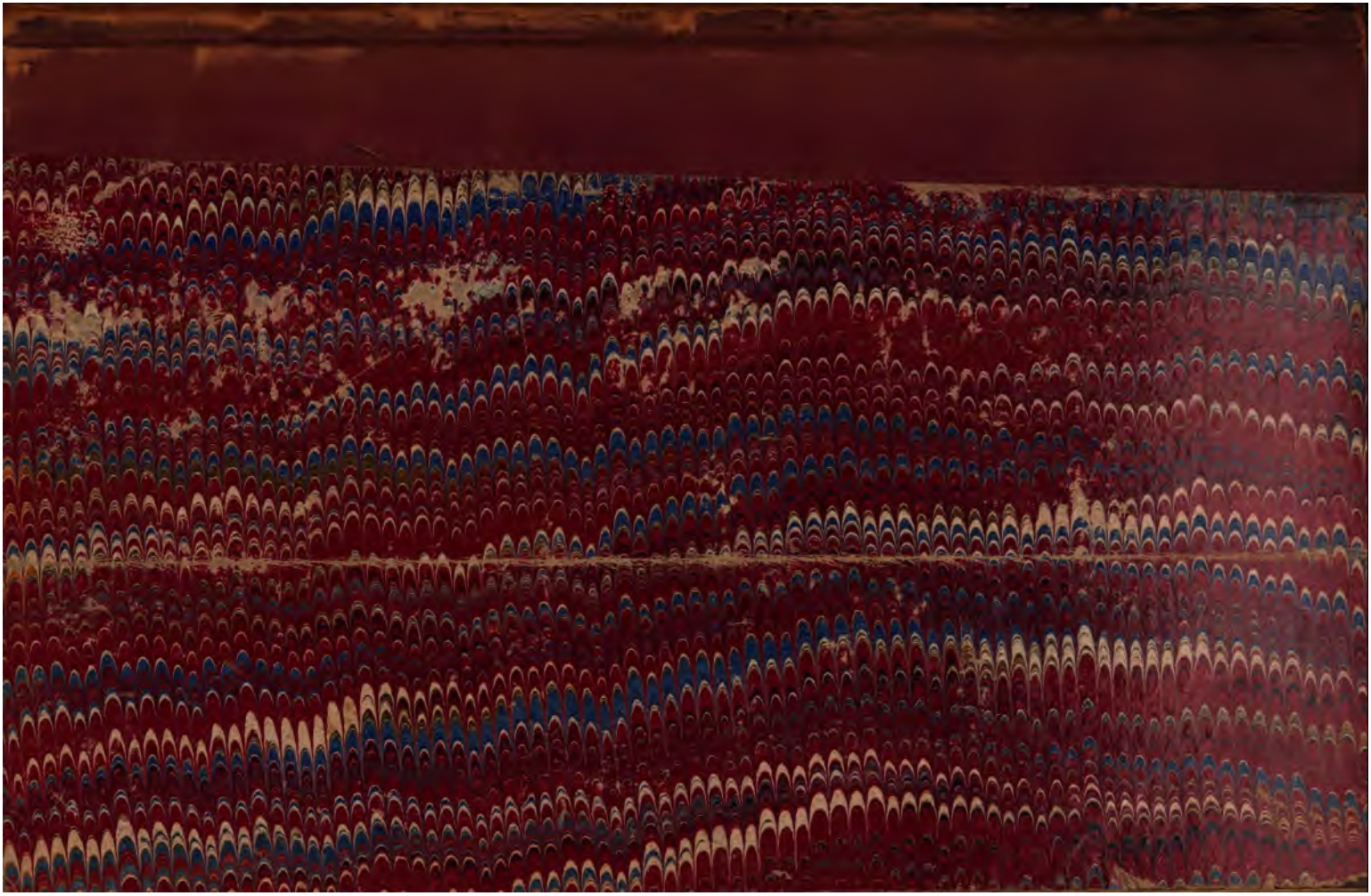
Ihr

F. Laſſalle.

Berlin, 12. December 1863.
Potsdamer Straße Nr. 13.

P. S. Demnächſt werde ich Ihnen die Bücher ſenden, die Sie zu haben wünſchen.

Dies iſt der letzte von den Briefen Laſſalle's, die ſich bei mir erhalten haben. Später ſchrieb er mir noch einigemal über ſeine Erfolge, ſeinen Kampf mit den Gegnern, und endlich theilte er mir mit, daß er zum Frühjahr in die Schweiz, nach Genf, gehe, wohin ich ihm auch im Sommer geſchrieben habe. Die Antwort auf meinen Brief war die Zeitungsnachricht über das unglückſelige Duell und den Tod Laſſalle's (31. Auguſt 1864).

S. S.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.